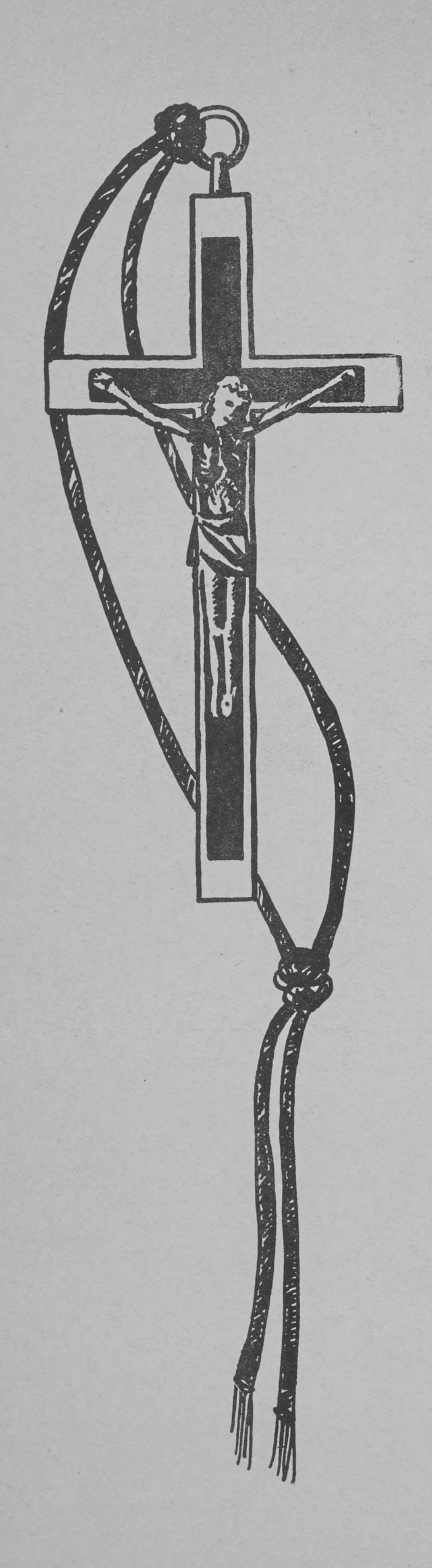
Maerz 1950



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Pater Robert Streit O.M.J. schreibt in seinem Buch „Die katholische Weltmission“ von den vielen verschiedenen Antworten, die der Mensch auf die Frage, ob er auch die Mission unterstütze, gibt. Der irdisch gesinnte sagt: „Es kommt nichts dabei raus.“ Die geschäftliche Welt: „Es bezahlt sich nicht.“ Die politische Welt: „Nutzt es etwas?“ Die habsüchtige Welt: „Wozu die Verschwendung?“ Die neidische Welt: „Man hätte das Geld besser anwenden können.“ Die engherzige Welt: „Wir haben selbst Arme.“

Die katholische Kirche aber ruft: „Allen bin ich Schuldner!“ (Hl. Bibel, Brief an die Römer, 1,14) Der katholische Missionar: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte!“ (Hl. Bibel, 1 Kor., 9,16) Das katholische Volk: „Für Christus, den König, und die Seelen!“

Leider hat das katholische Volk noch nicht überall die Missionsidee erfaßt. Man fühlt sich verpflichtet, die Mission der Kirche Jesu Christi zu unterstützen. Alle Antworten, die wir von Seiten der Welt hören, können wir auch unter uns Katholiken vernehmen, wenn man von der katholischen Missionsarbeit spricht.

Geschäfte machen mit ihren Waren große Reklame. Sie wollen ihre Sachen an den Mann bringen. In der Missionsarbeit handelt es sich nicht um Waren. Hier handelt es sich um Seelen, die Gott geschaffen, damit sie Ihn in alle Ewigkeit verherrlichen. Darum sollten wir mit unserem Missionsgedanken eigentlich viel mehr Reklame machen als die weltlichen Gesäftsleute mit ihren Gütern. Sage nur nicht, den Geschäftsleute könne man die Güter abkaufen, und dann habe man doch etwas für sein Geld. Irdische Güter kannst du der Welt abkaufen. Durch Arbeit im katholischen Missionsfeld, durch Unterstützung und Gebet für die Missionen kaufst du dir ewige Güter, die nie verloren gehen.

Trete dem Marianischen Missionsverein bei. Dort kannst du deine Missionspflicht erfüllen.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15 März 1950, North Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Fastet und Büßet! Fastet und büßet! Das sind Worte, die unser Zeitalter nicht gerne hört. Ja, unser zwanzigstes Jahrhundert lehrt gerade das Gegenteil: Esset und genießet! Und der Reiche ißt und genießt, während der Arme meint, er habe jetzt genug gejammert und geklagt und es sei Zeit, dem Reichen Gewalt anzutun, um auch einmal essen und genießen zu können.

Nur der Heilige nimmt das Schwere noch ernst. Der Heilige und Gott.

Früher war es doch anders als es jetzt ist. Da atmeten die Menschen noch christlich katholische Luft. Da war es noch Gang und Sitte, für große Übel und Sünden große Buße zu leisten. Da war es noch Mode, den katholischen Glauben zum Besserwerden, zum Heiligerwerden zu benutzen. Da liefen die Leute von weitem her, um fromme Klöster zu besuchen und heiligmäßige Prediger zu hören. Und Studenten legten großen Wert darauf, die Vorträge jener Gelehrten zu hören, bei denen Frömmigkeit hoch im Werte stand.

Solche Dinge gelten heute nicht mehr. Der katholische Glaube ist höchstens noch dazu da, nach dem Tode vor den Schrecken der Hölle bewahrt zu werden. In den Himmel will man. Das Heiligerwerden ist jedoch eine andere Sache. Dazu haben wir weniger Lust und fast gar keine Zeit.

So wie wir das Denken der Menschen vergangener Jahrhunderte nicht mehr verstehen können, so könnten die christlichen Generationen früherer Zeitalter uns nicht verstehen, wenn sie ihren Gräbern entstiegen und unser christliches Leben sähen. An den Kopf würden sie sich greifen. Soll das noch christlich sein? Dieses Leben mit so wenig heiligen Messen, ganz ohne Buße, voller Lustbarkeiten? Dieses Leben für Fleisch und Stolz und irdische Reichtümer, und so arm an Seele und an Geist? Diese Unwissenheit in religiösen Dingen, und diese schreckliche Kenntnis sündhafter Sachen? Diese Furcht vor Erdenarmut und diese Furchtlosigkeit vor Gott?

Wir aber werden über so ein Klagen und Erschrecken der Alten lächeln, wie man unverständigen Kindern zulächelt, wenn sie etwas Ungescheites sagen. Es sind die Zeiten halt anders geworden, würden wir erklären. Eure Jahrhunderte sind vorbei. Wir sind modern.

Ja, wir sind modern. Ob aber Gott ,modern' wird? Ob Er jemals Seine Gesetze ,modern' machen wird? Gott hat sich nicht geändert, und Er wird sich nicht ändern. Nur wir sind anders geworden und haben alles anders gemacht. Viel nutzt uns das nicht, das werden wir schon noch erfahren. Immer noch ist es Christenlehre: „Selig die Armen im Geiste, selig die Trauernden, die Sanften, die Hungernden,

die Barmherzigen, die Reinen, die Verfolgten und die Friedsamen!" Immer noch ist gültig, was Jesus gesagt: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir. Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber seine Seele verliert?"

Und auch die anderen Lehren sind auch heute noch wahr: „Habet acht, daß ihr eure Herzen nicht mit Schwelgerei und Trunkenheit und mit irdischen Sorgen beschwert . . . . seid allzeit wachsam und betet!" „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!" „Wißt ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind?" Wir sollten doch „wissen, daß unser alter Mensch ans Kreuz geschlagen wurde, damit der sündige Leib vernichtet wird und wir nicht mehr Sklaven der Sünde sind. Denn wer (sich selbst) gestorben ist, ist von der Sünde befreit."

Hinter diesen Worten liegt Sinn. Der Sinn des ganzen Lebens verbirgt sich in ihnen. Wo man sie nicht mehr kennt, lebt man sinnlos, ganz gleich, welcher Modernität und Gescheitheit man sich rühmt.

Fastet und büßet!

Wieder einmal stellt Jesus Christus sich vor uns mit der Lehre vom Fasten, vom Büßen und vom Beten. Er hat uns nicht erlöst, damit wir weiter schwelgen und sündigen und vergessen. Er hat uns erlöst, damit wir werden, wie Er ist. Kreuztragend, liebend und gottverherrlichend wie Er. Tot wie Er am Leben des Leibes, lebend wie Er an Frömmigkeit und Gottesglut.

Wir sind in der Fastenzeit des Heiligen Jahres 1950. Warum nimmt die Kirche gerade dieses Jahr so ernst? Macht es ihr etwa Vergnügen, die Menschen an die Härte des Kreuzes zu erinnern? Den Christen vom Büßen und vom Absterben zu reden?

Die Kirche ist der mystisch lebende Heiland selbst. Nicht Menschen lehren dort: Jesus predigt! Nicht Mensken mahnen: Jesus mahnt! Nicht Menschen suchen das Kreuz aufzudrücken und vom Abtöten des Leiblichen zu predigen: Jesus macht es!

Wie eine große Weltmission ist ein Heiliges Jahr. Mit besonderem Nachdruck wird das Kreuz gepredigt. Das Kreuz, die Büße und das Erwachen für die höheren Dinge.

Machen wir diese Weltmission mit. Erneuern wir uns während dieser Fastenzeit an Geist und an Seele. An den Nagel muß alles, was fleischlich ist und irdisch. So fleischlich und irdisch, daß es einfach nicht in den Himmel hineinpaßt. Das Beten und die Freude an Gott sollen jetzt wieder einmal an die Reihe kommen. Nur das wird ewig mit uns bleiben können. Das andere bleibt ja auch. Es bleibt uns jedoch nicht für die Ewigkeit des Himmels und des Gottlobens, es bleibt uns für die Ewigkeit der Hölle!

Was nützt es uns, wenn wir alles, aber auch alles gewinnen, an der Seele aber Schaden leiden?

St. Joseph In einer katholischen Großstadt Europas steht eine weitbekannte St. Josephskirche. Jeden März ist sie morgens, zur Stunde der heiligen Messe, und abends während der St. Josephsandacht bis zum letzten Platz gefüllt. Und die Beter sind jungen Mädchen, ältere Mädchen und Witwen. Es ist uralte Tradition in jener Stadt, der gute heilige Joseph versorge jede Beterin mit einem guten Mann. Mit einem Mann, wie es sich das Herz der Beterin wünscht. Und nicht nur das: Unzählbare Frauen schwören drauf, daß sie ihr glückliches Eheleben dem heiligen Joseph und den Märzgebeten verdanken, die sie in jener Kirche verrichtet haben.

„Geht zum heiligen Joseph", heißt ein altes christliches Sprichwort. Mit jeder Not, mit jeder Plage kann man zu ihm gehen, und St. Joseph wird irgendwie helfen.

Dieses haben wir uns so überlegt, als wir an den März dieses Heiligen Jahres 1950 dachten. Was wäre uns wohl am notwendigsten? Die Gnade Gottes, ein tugendhaftes Leben, und eine gute Todesstunde. Diese Dinge müssen schon da sein. Und um sie wollen wir bitten.

Nun haben wir da aber noch den Marienboten. Er ist tugendhaft, er sucht es immer mit der Gnade Gottes zu halten, und seine Sterbestunde? Ja, vor der möge ihn der heilige Joseph bewahren.

Sterben muß jeder. Auch ein Marienbote. Da wir den Boten aber noch brauchen, da der Marienbote noch recht lange Tugend und Gnade in die Häuser seiner Leser zu locken hat, auch weil des Marienboten Tage hart sind und voller Sorge, wollen wir es einmal mit dem heiligen Joseph versuchen.

Diesen März des Jahres 1950 stellen wir unser Blatt unter den ganz besonderen Schutz und

Schirm des heiligen Joseph. Alle unsere Sorgen vertrauen wir ihm an. Er hat die Wirtschaft der heiligen Familien so gut geführt. Er muß also Erfahrungen in irdischen Dingen haben. Und die hat er auch. Wie vielen Familienvätern hat er nicht schon geholfen. Wie viele katholische Missionsgebiete, die in größter Not waren und sich an ihn wandten, sind nicht wieder durch ihn in vollstes Blühen gekommen. Wie viele Hospitäler, Waisenhäuser und Altersheime, die dieses Heiligen Namen tragen, haben sich, allem irdischen Rechnen zum Trotz, aufgebaut und entwickelt.

Wo Vertrauen da ist und der Wille, alles nur für Gott zu tun, da hilft St. Joseph ganz bestimmt.

Mit dem Monat des heiligen Joseph kommt auch langsam wieder der Frühling ins Land. Der Frühling mit seinem Hoffen und seiner Sonne. Wir hoffen und wir harren mit größtem Vertrauen. Wo St. Joseph ist, da ist ein Stücklein jener besseren Welt, der unser Zeitalter so sehnsüchtig entgegenschaut. Wo aber das Kreuz ist, an das wir jetzt im Fastenmärz so innig denken, da ist die ganze Fülle dieser anderen Welt, die da hier auf Erden von sich sagt: Sterbet, und ihr werdet leben!

Der Schriftleiter.

Ein alter Ruf, wenn man zu unser lieben Frauen kirchfahrten tut.

Und unser lieben Frauen,
Der traumet ihr ein Traum,
Wie unter ihrem Herzen
Gewachsen wär ein Baum.
Kyrie eleison.

Und wie der Baum ein Schatten gab
Wohl über alle Land,
Herr Jesus Christ der Heiland
Also ist er genannt.
Kyrie eleison.

Und unser liebe Fraue,
Die trug ein Kindelein,
Darvon so wölln wir singen
Und wölln fröhlich sein.
Kyrie eleison.

Und unser liebe Fraue,
Die zog gen Bethlehem,
Sie gebar ihr liebs Kind Jesum
Zu Trost der Christengemein.
Kyrie eleison.

Und da sie es geboren hat,
Sie sah ihr liebs Kind an,
Sie kniet auf einem Marmelstein
Und bet es alsbald an.
Kyrie eleison.

Und unser liebe Fraue,
Die zog ihr Kindlein schon.
Das sollen wir hören gerne,
Was gab Gott ihr zu Lohn?
Kyrie eleison.

Also sprach Gott der Herre
Wohl zu der Mutter sein:
„Und welchen Sünder du begehrst,
Derselbig der sei dein!"
Kyrie eleison.

Kurt Wolff

Von der Maennlichkeit und den christlichen Tugenden

Ich entsinne mich, vor einigen Jahren einen französischen Film gesehen zu haben, in dessen Mittelpunkt ein Tugendpreis stand, der für den Tugendhaftesten des Dorfes ausgesetzt war. Nach langem Überlegen und Beraten entschieden sich die Richter, den Preis einem jungen Dorftrottel zu geben, in der Meinung, daß wohl kein einziger des Dorfes so tugendhaft sei wie dieser Narr. Es handelte sich, wie schon erwähnt, um einen Film, der in einem Lande gedreht wurde, dessen Akademie alljährlich neben den Preisen für die beste wissenschaftliche Leistung den prix de vertu — den Tugendpreis — verteilt. Darüber hinaus wären viele Beispiele anzuführen, die beweisen, daß in aller Welt das Wort „Tugend" in niedrigem Kurs steht, daß die Tugend eine Angelegenheit einfältiger Frauen und Mädchen geworden ist; ja selbst die Leute, die für ein gesundes und echtes Menschentum eintreten, scheuen sich, das Wort „Tugend" zu gebrauchen.

Es ist bedauerlich, daß es so gekommen ist, denn dieses Wort stammt aus dem deutschen Sprachschatz — im Mitteldeutschen hieß es „tugende" — und bedeutet soviel wie Tüchtigkeit oder männliche Kraft, ähnlich wie das lateinische Wort für den gleichen Begriff „virtus" durch Mannhaftigkeit übersetzt werden muß. Tugend also ist vor allem die Eigenschaft des echten Mannes.

Daß Tugend nicht unmännlich ist, sehen wir am besten an der Gestalt unseres Meisters Jesus Christus. Er, als Erlöser in die Welt gesandt war, hatte auch den Auftrag, die Tugend von neuem zu lehren. Gerade sie war ja in Gefahr, von den Pharisäern und Schriftgelehrten verfälscht zu werden.

Tugend des Mannes ist zuerst einmal die Wahrhaftigkeit. Das hatte den Pharisäern noch keiner so deutlich klar gemacht wie Christus. Nicht auf den Gesetzesbuchstaben kommt es an, sondern auf den Sinn des Gesetzes. Dieses aber ist erfüllt in der Tugendlehre, die Christus den Menschen in zwei kurzen Sätzen gibt: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Wer nun aber seinen Nächsten wirklich liebt, kann der töten, gehässige Reden führen, ehebrechen, das Besitztum des anderen sich aneignen, dem Arbeiter seinen gerechten Lohn vorenthalten und solches mehr? Im Gesetz der Liebe ist jedes andere Gesetz enthalten, so daß der wahrhaft Liebende kein einziges Unrecht begehen, kein einziges Gesetz übertreten kann.

Ist diese Liebe aber Schwäche oder Kraft? Gehört nicht ein eiserner Wille dazu, dieses Gesetz der Liebe zu befolgen? War der Lebensweg des Herrn der eines Schwachen oder nicht vielmehr der eines überaus Starken? Er brachte Opfer seinen Brüdern zuliebe. Er ließ sich verfolgen um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen. Er kannte keine Knechtschaft, keine Furcht, ja, um seine Aufgabe ganz und in Freiheit erfüllen zu können, nahm er die schwersten Mühen auf sich: er fürchtete nicht die Verfolgungen, sondern ging seinen Weg bis zum Tage, da er sein irdisches Leben hingab für seine Freunde.

Dieses wahrhaft männliches Vorbild ist zum Vorbild der gesamten Christenheit geworden. Jesus lehrt die Tugend nicht nur, sondern lebte sie auch, lebte sie als „tugende", als „virtus", als Mannhaftigkeit.

Es besteht nun die Frage, ob das Christentum die Tugend in gleicher Weise lehrt wie sein Meister. Wir wissen selbst, daß Wesen und Tun so mancher Christen ein Zerrbild christlicher Sittlichkeit geben. Es geht aber nicht an, für solche menschliche Schwäche das Christentum verantwortlich zu machen. Es werden immer Menschen zu finden sein, und noch mehr, die sie zwar verstehen, aber nicht voll verwirklichen; denn vom Ideal bis zu dessen Verwirklichung ist ein weiter und beschwerlicher Weg.

Die christliche Tugendlehre baut auf den von Gott gegebenen Geboten — zusammengeschlossen im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe — auf und nennt neben den übernatürlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe) die natürlichen: Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmut und Mäßigkeit.

Es wird manch einer verwundert sein, daß Klugheit eine Tugend sein soll. Viel lieber möchte er sie vielleicht als eine Untugend ansehen. Für klug

gilt nämlich mancherorts der, welcher sich in Schläue zu winden weiß, der nicht den geraden Weg geht, sondern Seitenwege, der nicht auf das Edle, sondern auf das Nützliche bedacht ist, der ein geschickter Taktiker ist, mit einer gewissen Hinterhältigkeit und Verschlagenheit, der sich dem Einsatz für eine Sache zu entziehen weiß. Solche Klugheit ist freilich eine andere als die von der christlichen Tugendlehre gemeinte. Wenn unter den vier Kardinaltugenden die Klugheit an oberster Stelle genannt ist, dann geschieht das aus folgendem Grunde: Jeder Mensch, der seine Handlungen mit Bedacht vornimmt, der nicht blindlings sein Tun vollbringt, fragt sich, ob es recht sei, so oder so zu handeln. Daraus ergibt sich, daß dem Handeln die Erkenntnis vorausgeht. Bemüht sich der Mensch nun, das Rechte zu erkennen, wahrhaft festzustellen, was in diesem und jenem Fall gut ist oder nicht gut, um danach zu handeln, so übt er die Tugend der Klugheit. Ohne Klugheit ist überhaupt kein vernünftiges Handeln möglich, was nicht etwa heißen soll, daß zum sittlichen Handeln ein hohes Maß von Wissen und eine lange Ausbildung gehören. Die hier gemeinte Klugheit besitzt der gesunde und unverbildete Menschenverstand.

Klugheit ist — wie schon erwähnt — etwas anderes als Schläue. Klugheit besteht nicht darin, zu fragen, wodurch man den Sinn eines Gesetzes umgehen, sondern wodurch man ihn in seinem wesentlichen Kernpunkt erfüllen kann.

Ist Klugheit nicht die Tugend des bedachten Mannes?

Die zweite der Kardinaltugenden ist die Tugend der Gerechtigkeit. Man unterschätze die Bedeutung dieser Tugend nicht. Es handelt sich hier nicht nur um das, was man sonst unter diesem Worte versteht; es handelt sich vielmehr um fast alle Beziehungen der Menschen untereinander. Jeder hat seine Pflichten gegen die Gemeinschaft: gegen die Familie, gegen den Stand, gegen das Volk, gegen die Kirche. Die Gerechtigkeit verpflichtet den Menschen, auch dem Mitmenschen das zu geben, was ihm zusteht, worauf er als Mensch, als Ebenbild Gottes, als Nächster einen Anspruch hat. Der Vater, der seinen Kindern den Unterhalt gibt und sie in der rechten Weise erzieht, handelt gerecht. Der Arbeitgeber, der die Arbeit seines Angestellten durch angemessenen Lohn vergütet und in ihm seinen Nächsten sieht, handelt gerecht. Der Mann, der allen, denen er am Tage begegnet, mit Freundlichkeit entgegentritt, handelt gerecht; denn der Nächste hat ein Anrecht darauf. Ja, wir haben hundertmal am Tage die Möglichkeit, gerecht oder ungerecht zu sein, ganz gleich, welchen Standes wir sind. Es gibt nur wenig Handlungen, die jenseits von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit liegen.

Ist Gerechtigkeit nicht des männlichen Einsatzes wert?

Die dritte der Kardinaltugenden ist der Starkmut oder die Tapferkeit. — Was nütz es, wenn der Mensch erkennt, worin das Gute und Gerechte liegt, es jedoch nicht ausführt. Zu jeder großen Tat gehört Mut. Ob es sich um die Märtyrer der Kirche handelt oder aber um die Soldaten, die dem Vaterland ihr Leben opfern, keiner kann seine hohe Aufgabe erfüllen ohne Tapferkeit. Der Tapfere wagt etwas, er setzt etwas ein, einer großen Idee zuliebe. Er wagt Besitz, Behaglichkeit und manchmal sogar sein Leben. Aber nicht nur zu den großen Taten gehörte Tapferkeit. Oftmals erfordern auch die kleinen, die täglichen Dinge des Lebens ein gewisses Maß von Mut. Hier und da muß man widersprechen, sich gegen den Willen anderer durchsetzen um einer gerechten Sache willen. Und schon das erfordert ein gewisses Maß von Tapferkeit. So ist es nicht möglich, gerecht ohne tapfer zu sein — tapfer nicht nur gegen andere, sondern auch gegen sich selbst.

Ist Tapferkeit nicht eine echt männliche Tugend?

Die vierte der Kardinaltugenden ist die Mäßigkeit. Diese Tugend hat die Aufgabe, das Leben der menschlichen Triebe zu ordnen. Der Nahrungstrieb, der Selbsterhaltungstrieb, der Trieb zur Fortpflanzung des Lebens, sie alle sind dem Menschen gegeben, weil ohne diese Triebe ein Leben und Bestehen sowohl des Einzelnen wie auch der Art überhaupt nicht möglich wäre. Während die Beherrschung der Triebe den Tieren von Natur aus zwangsmäßig mitgegeben ist, hat der Mensch als ein freies Geschöpf mit Verstand und Willen die Möglichkeit, sein Triebleben selbst zu bestimmen und selbst zu ordnen. Es ist Pflicht des Menschen, darauf zu sehen, daß die Triebe im Dienste ihrer Bestimmungen stehen, daß sie nicht selbstherrlich über den Menschen verfügen. Der Hungertrieb ist dem Menschen gegeben, damit er durch Sättigung seine Kräfte erhalte. Es ist ihm die Lust mit gegeben, an der Nahrung Freude zu empfinden. Wenn er aber die Freude zum Selbstzweck macht und nach der Sättigung ißt aus übersteigerter Begierde, aus Maß-

losigkeit, dann sinkt er — das freie Geschöpf — unter das Tier. Ähnlich verhält es sich mit allen Trieben, und es gehört zu Würde des Menschen, daß er den Genuß nicht vom Sinn des Triebes losreißt, daß er ihn zügelt und beherrscht, daß er Ordnung in sein Leben bringt durch die Tugend der Mäßigkeit. „Mâze" nannte unsere Vorfahren diese Tugend, und sie gehörte immer als wesentlicher Bestandteil zum vornehmen Menschen; denn Vornehmheit wird nicht bestimmt durch den Stand, sondern durch Sitte und Beherrschung.

Leidenschaften sind dem Menschen mitgegeben, gute und schlechte. Begierden trägt er in sich, gleichfalls gute und schlechte. Zur Förderung der guten und zur Verzwingung der schlechten gehört die Tugend der Mäßigkeit. Ja, noch weiter erstreckt sich der Aufgabenkreis dieser Tugend. Vielerlei lebt in der Seele des Menschen: Freude und Leid, Niedergeschlagenheit und Hochstimmung, Tatendrang und Ruhebedürfnis, Kraft des Geistes und Feuer der Sinne und noch vieles mehr. Damit nun alles in das richtige Verhältnis zueinander kommt, fordert die vierte der Kardinaltugenden den Menschen auf, sich um ein rechtes Maß zu bemühen, d.h. mäßig zu sein.

Ist Mäßigkeit nicht ein Zeichen männlicher Stärke?

Die vier Kardinaltugenden gehen schon auf den vorchristlichen Philosophen Plato und seinen Schüler Aristoteles zurück, und es ist nicht überaus erstaunlich, daß diese Tugendlehre vom Christentum übernommen wurde. Christliche Sittlichkeit ist nämlich nicht gegen die Natur des Menschen gerichtet, sie hält vielmehr den Menschen an, das zu tun, was die von Gott geschaffene Natur verlangt. Deswegen konnte sie auch auf die Tugendlehre eines vorchristlichen Philosophen aufbauen, weil dieser Mann den Sinn der menschlichen Natur und ihre Bestimmung richtig erkannte. Ganz besonderes Verdienst um die Vertiefung der vier Kardinaltugenden hat der heilige Thomas von Aquin. (Es sei noch hinzugefügt, daß sie Kardinaltugenden heißen, weil sie Stütz- und Angelpunkte aller Sittlichkeit sind; bedeutet doch das lateinische Wort „cardo" soviel wie Türangel.)

Bemüht sich der Mensch nun um diese Tugenden, so muß er vor allen Dingen in seiner Gesamtheit auf die Tugend hingerichtet sein. Nicht soundsoviel gute Handlungen machen den Tugendhaften aus, sondern seine Haltung und sein tugendhaftes Wesen. Meister Eckehart sagt: „Die Leute sollen immer nachdenken, was sie tun sollten. Sie sollen lieber nachdenken, was sie sein sollten. Wären sie nur gut, so möchten ihre Werke selber leuchten."

Tugendhaft in diesem Sinne zu sein, ist also Aufgabe eines echten Mannes. Bedeutet doch „tugendhaft" — richtig verstanden — das gleiche wie „mannhaft".

Viele Wässerlein werden zum Bache, viele Bäche werden zum Flusse, viele Flüsse werden zum Meer. So ist es mit der Sünde, so ist es mit dem Lobe Gottes. Ein Tal der Tränen und ein Meer der Tränen ist die Welt. Tränen gibt es seit der Stunde der ersten Sünden. Tränen gibt es auch seit der Stunde von Golgatha. Die durch die Sünde verursachten Tränen schreien zum Himmel und sie schreien zur Hölle. Die Tränen des Kreuzes schreien nicht. Sie glänzen zum Himmel hinauf, in tiefer Liebe und Freude. Wohl dem, der nur weint die Tränen Golgathas. Diese Tränen sind Reue und Bitte und Dank und Lob. Und Gott segnet sie mit dem ganzen Himmel Seiner Ewigkeit.

Gedenke, o Mensch

von Jos. Schneider O.M.I.

Wir alle erinnern uns noch an den schrecklichen Brand der Noronic im Hafen von Toronto, Sept. 1949. Er stürzte die Passagiere unerwartet in einen Kampf auf Leben und Tod. Erschütternde Hilferufe entrangen sich ihren Kehlen. Sie rannten in heller Verzweiflung umher und viele sprangen in ihrem Nachtgewand kopfüber ins Wasser. Es war der einzige Ausweg zur Rettung aus dem Flammenmeer.

Herzbeklemmende Aufregung malte sich auf den Gesichtern der Zuschauer und Rettungsmannschaften. Es war der Abdruck des Bewustseins ihrer äußersten Hilfslosigkeit gegenüber diesem Inferno. Das Ende von allem wär eine Hecatombe von 118 Toten, und ein bis zur Unkenntlichkeit verstümmelter Schiffsrumpf im schlammigen Wassergrund.

Noch heute zittert im Volk und in Regierungskreisen eine Art Erregung nach über dieses Unglück. Denn die Untersuchung seiner Ursachen ergab ein trauriges Bild menschlicher Sorglosigkeit. Es hat im Schiff gefehlt an allen wirksamen Feuerbekämpfungsmitteln. Es fehlte an weitschauenden Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines solchen Unfalls; niergendwo feuersichere Wände, die einen ausbrechenden Brand auf seinen Herd hätten beschränken können. Das ganze Fahrzeug, 30-40 Jahre im Dienst, erwies sich mit einem Wort als eine ausgetrocknete Streichholzschachtel; die Flammen fegten hindurch wie ein Prairiesturm.

Es wird die Schiffgesellschaft teuer zu stehen kommen. Die Kosten der gerichtlichen Untersuchung belaufen sich bis auf $100,000. Dazu kommen die endlosen Forderungen der Geschädigten um Ersatz ihrer Verluste an Gesundheit und Eigentum. Schon in den ersten Wochen nach dem Mißgeschick liefen viele solcher Klagen ein, darunter drei von je $115, 000. Auch werden als Folge des Brandes viele kostspielige Verbesserungen auf allen Schiffen erzwungen werden. Denn nach Meinung der Regierung sind alle bisherigen gesetzlichen Regelungen über Schiffsbau und Schiffsverkehr vollständig veraltet und die diesbezüglichen Gesetze müssen ganz erneuert und modernen Ansprüchen angepaßt werden.

Wir fragen: wozu all dieser Lärm und diese künstliche Entrüstung? Und warum die einseitige Verdammung der Schiffsgesellschaft und ihrer Beamten? Daß diese sich großer Fahrlässigkeit schuldig gemacht haben, kann niemand bezweifeln. Aber warum sie zum Sündenbock stempeln und in die Wüste der öffentlichen Entehrung hinein jagen wollen? Sind sie allein schuldig? Und sind sie nicht schuldig auf einem Gebiet, das schon zu allen Zeiten an bedenklichen Schwächen und Mißbräuchen gelitten hat und für immer leiden wird? Nur periodische Katastrophen decken sie auf, wie das Toronto Unglück es getan. Hätte es nicht blitzartig die bedauerlichen Zustände aufgehellt, wäre alles im alten Schlendrian weiter gegangen, und nicht nur die Schiffsgesellschaft sondern wir alle, das Department of Traffic and Transport, der Supreme Court (der Oberste Gerichtshof) und die Regierung mit dem Parlament mit einbegriffen, würden heute noch unbesorgt über allen Mißänden weiterschlafen.

Ist es nicht immer so gewesen? Wir denken hier an eine Reihe von Schiffen, die seit Jahrzehnten auf dem Meer verschwunden sind; nicht die geringste Spur von ihrem Dasein ließen sie zurück. Wir denken an großartige Ozeandampfer, die zu unsern Lebzeiten mit solch großen Verlusten an Menschenleben zugrunge gingen; die Zahl der verfüglichen Rettungsbote war meist zu gering. Wir denken an die Titanic, die im Nord Atlantic (Sept. 1912) mit voller Wucht in einen Eisberg hineinrannte und mit tödlichem Riß in der Seite innerhalb weniger Stunden in der Wellen versank. Sie war das neueste und schnellste Schiff der Welt. Hatte auf ihrer Erstlingfahrt allerlei menschliche Berühmheiten an Bord. Und doch ging sie unter; ihre Erstlingfahrt war ihre Todesfahrt. Über 1500 fröhliche Reisende riß sie mit in die Tiefe. Denn wie gewöhnlich war auch hier nicht für genügend Rettungsmöglichkeit gesorgt. Sie war doch nach menschlichem Ermessen unversinkbar. Und Rettungsbote kosten Geld, und

das suchen alle Unternehmer zu sparen, selbst auf die Gefahr hin, daß solches Tun unerwartet eines Tages in einer fürchterlichen Katastrophe enthüllt werden kann. Wie menschlich das ist! Liegt uns nicht allen das Fieber um Glückspiel tief im Blut? Und wie es scheint, können alle Sicherheitsgesetze und Regierungsaufseher nicht dagegen aufkommen.

Gab Ottawa im 90-seitigen Noronicbericht zu, daß die Regierung in der Modernisierung und gesetzlichen Erzwingung von Sicherheitsmaßnahmen rückständig gewesen? Warum müßten sonst die diesbezüglichen Gesetzesakten von Grund aus umgearbeitet werden? Gab es nicht zu, daß die Regierungsbeamten nicht auf der Höhe ihrer Pflicht gestanden? Ja, die Heere von Inspektoren, die überall im Land umher laufen. Wie viele Menschlichkeiten schleichen sich in ihrem Handwerk ein! Sie suchen ihr Bestes zu tun, und doch dürfen sie nicht immer alles zu genau nehmen. Können nicht alles auf der Goldwage wiegen. Können nicht wie Hitler und Mussolini ständig herumtoben. Müssen über manchem nicht nur ein sondern zwei Augen zudrücken. Und wenn sie das nicht aus eigenem Antrieb tun, wird dafür gesorgt, daß sie es tun. Bier und Kognak helfen dabei nach; vielleicht auch Bestechung in Form von Weihnachtsgeschenken. Wie menschlich das alles ist! Und wer wollte es in Stumpf und Stiel verdammen? Es ist nicht lauter Bosheit, was dahinter steckt; es ist viel mehr menschliche Schwachheit und ein überlegtes Nachgeben an gewisse Lebensnotwendigkeiten. Und deshalb wird es immer wieder See- und Luftunglücke geben.

Wir alle staunen, wie besonders im Winter die stolzesten Luftkreuzer herunterpurzeln. Einmal rennen sie in hohe Berge hinein. Einmal geht ihnen der Brennstoff aus. Einmal versagt der Motor. Oftmals stoßen sie mit andern zusammen. Die einen explodieren beim Austieg, die andern bei der Landung. Und meistens endet es im Feuer.

Einmal sind die Opfer Flüchtlingskinder, die (wie bei Oslo in Norwegen) abstürzten. Ein ander Mal sind es Geschäfts-, Regierungs- und Zeitungsmänner auf wichtigen Reisen. Oder es sind Touristen, die zum Vergnügen und Zeitvertrieb in der Luft herum gaukeln. Oder es sind Soldaten, die auf Übungsflügen sich dem Dienst für Volk und Heimat widmen.

Die super-fortresses 29 haben uns in letzter Zeit gar zu oft Kopfschmerzen gemacht. Sie sind kostspielige Überreste vom letzten Krieg und deshalb etwas alt. Kein Wunder, wenn die überfeinen Instrumente oft versagen. Jeder Bomber dieser Klasse kostet 1 Million und sie müssen deshalb zur Schonung der Steuerzahler bis aufs Letzte verwertet werden. Wie menschlich das ist! Und nicht nur das Kriegs-Ministerium muß an Ausgaben sparen; auch die Stadtverwaltungen müssen es. Daher kommt es, daß die Flughäfen in New York und Chicago und San Fracisco für den stetig steigenden Verkehr nicht mehr genügen. Sie sind zu gering an Zahl und nicht geräumig genug; zu kurz vor allem für jet-propelled Luftsegler, die zum Auf- und Niedersteigen wenigsten 3 Meilen auf der Rennbahn benötigen. Geld muß gespart werden um jeden Preis. Man kann halt nicht alles auf einmal machen; Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden, und der Steuerzettel mit seinen überlastenden Figuren ist schon der Schrecken aller Patrioten geworden. Wie menschlich und überzeugend das alles klingt!

Es sind, mit einem Wort, die Umstände, an denen Menschenstreben und Menschenwollen so oft zerschellt. Es bedeutet praktisch, daß auf der bezaubernden Speisekarte technischen Fortschritts immer wieder Gerichte mit bitteren Nüssen und sauren Äpfeln auftauchen werden. Sie müssen gegessen werden; daran kommt man nicht vorbei.

Eine Lehre wird uns durch dieses menschliche Versagen mächtig eingedrillt. Sie heißt: Gott allein ist groß und allgenügend, und Er läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Er, der Allgütige, hat uns alle Mittel zu riesengroßen Forwärtsschreiten in den Schoß gelegt. Hat in Seiner Weltwerkstatt geheime Kräfte aufgespeichert, die uns wundersame Dinge ermöglichen. Hat uns sogar in Adam und Eva den Auftrag gegeben, sie zu erforschen und zu unserm Besten zu entwickeln: „Machet euch die Erde untertan". Man nennt es den göttlichen ‚Kulturbefehl'. Aber derselbe Gott will, daß wir dankbar und demütig bleiben; uns immer wieder unsrer Unzulänglichkeit erinnern und bei allem irdisch-zeitlichen Fortschritt die ewigen und unvergänglichen Güter nicht vergessen. Deshalb greift Er uns immer wieder unter die Arme und ruft es uns durch Schiffs- und Flugzeugunglücke immer wieder ins Gedächtnis: Ich bin der Herr . . . . und du, o Mensch, vergiß nicht, daß du Staub bist.

Der Schutzherr der Kirche



Wenngleich Wir öfters schon besondere Gebete in der ganzen Christenheit angeordnet haben, um die katholische Kirche dem göttlichen Schutz angelegentlichst zu empfehlen, so ist es dennoch nicht verwunderlich, wenn Wir in dieser unserer Zeit diese Notwendigkeit von neuem betonen. Denn die Kirche fleht stets in ihrer Bedrängnis, besonders wenn die Macht der Finsternis alles zum Verderben des christlichen Namens aufbietet, beharrlich und inständig ihren göttlichen Stifter und Beschützer an und bittet zugleich die Heiligen des Himmels, besonders die hehre Jungfrau und Gottesmutter Maria, um ihre Fürsprache, von welcher sie am meisten erwartet . . . .

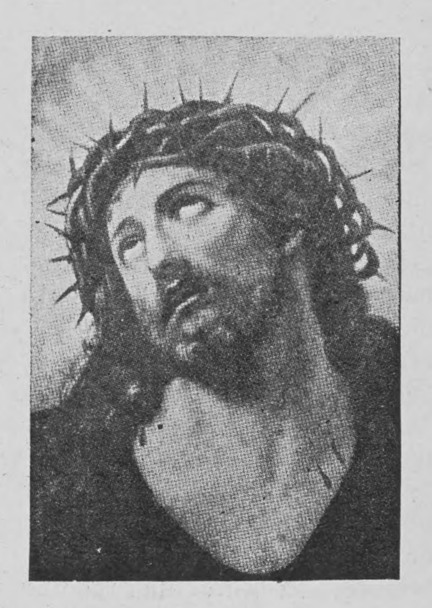
Damit aber Gott um so eher unsere Gebete erhört und auf die Bitten von mehreren Fürsprechern seiner Kirche um so schnellere und reichlichere Hilfe bringt, halten wir es für ersprießlich, daß das katholische Volk neben der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter auch ihren reinsten Gemahl, den heiligen Joseph, in besonderer Weise und mit großem Vertrauen anrufe. Denn wir dürfen nicht ohne Grund annehmen, daß dies der seligsten Jungfrau selbst lieb und angenehm ist. Was diese Verehrung des heiligen Joseph angeht, so wissen Wir, daß der fromme Sinn des Volkes dieselbe nicht nur liebt, sondern darin auch immer größere Fortschritte macht; denn schon in früheren Zeiten haben die römischen Päpste sie zu beleben und zu verbreiten gesucht. Ganz besonders ist sie in unsern Tagen gewachsen, nachdem Papst Pius IX., Unser Vorgänger seligen Andenkens, den heiligen Joseph auf die Bitten vieler Bischöfe hin zum Patron der ganzen Kirche erhoben hat. So wollen auch Wir, da Uns so viel daran liegt, daß diese Andacht in den Sitten und Gewohnheiten der Gläubigen tiefe Wurzeln schlage, daß das katholische Volk auch durch Unsere Worte und Autorität dazu angeregt werde.

Der heilige Joseph ist deshalb in besonderer Weise der Patron der heiligen Kirche, und diese verspricht sich von seinem Schutz und seiner Hilfe deshalb so viel, weil er der Gemahl Mariens und der Nährvater Jesu Christi war. Hierin liegt auch der Grund all seiner Würde, Gnade, Heiligkeit und Glorie. Ohne Zweifel ist die Würde der Mutter Gottes so hoch, daß nichts Größeres geschaffen werden kann. Weil aber der heilige Joseph mit der seligsten Jungfrau durch das eheliche Band vereinigt war, so kam er sicherlich jener erhabenen Würde am nächsten, wodurch die Gottesmutter alle Geschöpfe weit übertraf. In gleicher Weise ragt er durch eine weitere hohe Ehre hervor, denn nach göttlichem Ratschluß war er der Beschützer des Sohnes Gottes und wurde von den Menschen für dessen Vater gehalten. . . . Mit dieser doppelten Würde waren aber auch jene Aufgaben aufs engste verbunden, die die Natur dem Hausvater auferlegt, so daß der heilige Joseph der rechtmäßige Wächter, Beschützer und Verteidiger der heiligen Familie war, der er vorstand . . . Es ist deshalb durchaus billig, und es steht dem heiligen Joseph vor allen zu, daß er jetzt mit seiner himmlischen Macht die Kirche Christi schütze und verteidige, wie er ehedem die Familie von Nazareth aufs sorgsamste beschützte.

Aus dem Rundschreiben des Papstes Leo XIII. über den heiligen Joseph vom 15. August **1889.**

Der heilige Kreuzweg

vom Schriftleiter



Eingang.

Nicht darauf kommt es an, daß wir den Kreuzweg ‚machen', Hauptsache ist: Was macht der Kreuzweg aus uns? Bleiben wir nach jedem Kreuzweg dieselben, oder ändert diese heilige Andacht etwas in uns? So daß es der Sünde weniger in uns wird und viel mehr der Tugend?

Die Erlösung Jesu Christi durch das Kreuz hat zwei Seiten. Jesu Seite und unsere Seite. Jesus verzeiht, heiligt, erhebt und belohnt, und wir müssen uns verzeihen, heiligen, erheben und belohnen lassen. Daß Gott verzeiht und belohnt, macht uns froh. Leben und Tod liegen jedoch weit auseinander, und dazwischen gibt es viele Tage und Nächte. Auch Verzeihen und Belohnen liegen weit auseinander. Dazwischen hat der Heiland das Heiligen und das Erheben zum frommen, zum gottkindlichen Leben gesetzt.

Wer sich nicht heiligen lassen will, wer sich nicht durch die Religion Jesu Christi zu einem anderen Leben erhebt, zu einem Leben das da denkt und betet und handelt und Gott liebt, wie Jesus es tat, sucht umsonst nach der goßen Belohnung.

Im Kreuzweg, wie wir ihn während der gegenwärtigen Fastenzeit wieder wandeln, finden wir die großen Stationen, die vom Verzeihen zur Heiligung, zur Erhebung zu einem neuen Leben, und von dort zur Belohnung führen. Gott der Heilige Geist ist es, der uns von Stationen zu Stationen führt, um das Werk der Erlösung in uns zu vollenden. Seine Tugenden, seine Gaben und die Früchte der sieben Gaben des Heiligen Geistes bauen in uns mit Hilfe der Gnade Jesu Christi jenes neuen Leben auf, ohne das wir keine Rettung finden.



Vor Gericht

Russische Legende, Böhni

Eines Morgens erschien eine Seele an der Pforte, die zum Himmelsparadiese führt. Es war Vater Iwan, der Bärtige, der Dorfschulze von Raschewo. Die Pforte war verschlossen. Vater Iwan holte aus dem Gürtel seine gußeiserne Pfeife heraus und klopfte leise dreimal.

Das schwere Gottestor öffnete sich, und der heilige Petrus steckte seinen Kopf heraus. Ein großer Schlüssel hing an seinem Gurt. „Wer da?"

„Ich bin es, Vater Iwan, zu Lebzeiten Dorfschulze von Raschewo. Kennst du mich nicht?"

„Was suchst du hier?"

„Hier steht ein Gerechter. Meine Tage auf Erden sind vollendet. Ich habe mir viel Mühe gegeben, mein Dorf zu verwalten, den Leuten Gutes zu tun. Nun komme ich hierher, um mich im Paradies auszuruhen."

„Kein übler Vorsatz, das muß ich sagen!" antwortete der Heilige. „Erst muß ich aber sehen, ob du des Paradieses würdig bist, ob du wirklich ein Gerechter warst." Unterdessen hatte der heilige Petrus eine Waage genommen.

„Was ist das?"

„Siehst du nicht, eine Waage!"

„Wozu dient sie?"

„Damit werden die guten und die bösen Taten der Menschen auf Erden abgewogen. Sehen wir einmal zu, wie du dich auf Erden betragen hast! Zähl mir deine guten Taten auf! Die Waage wird alles getreu vermerken. Hier in die rechte Schale wirf alles Gute, was du dein Leben lang getan hast. In die linke lege ich deine Sünde — da ist sie: ein kleiner Tropfen. Wenn das Gute schwerer ist, sollst du im Paradiese willkommen sein."

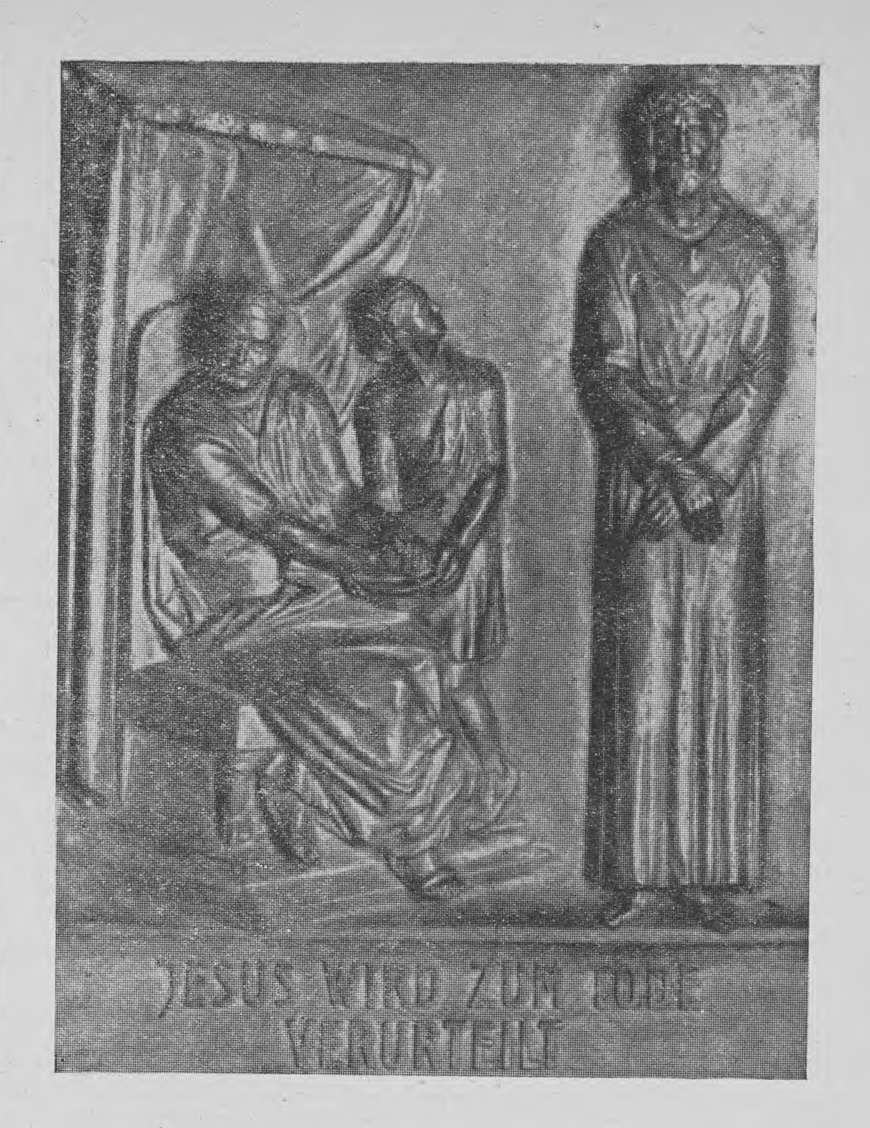
Vater Iwan rieb sich den Kopf und begann: „Als erstes, guter Sankt Petrus . . ., als erstes also tun wir auf die Schale den Brunnen mit den beiden Ausflußröhren und dem neuen steinernen Becken, den ich mitten im Dorf erbaut habe. Das ganze Dorf geht abends seine Eimer darin füllen. Dort lagern auch die Karawanen der Türken aus Deliorman. Das wird wohl genügen."

„Es ist zu wenig", sagte Sankt Petrus und hob die Waage.

„Nicht genug? — und die große Steinbrücke über die Jantra? Riesengroß ist sie. Ha, eine Brükke! Vor Jahren stand an ihrer Stelle eine wertlose Holzbrücke. Kam eine Überschwemmung, dann war es aus mit ihr. Sie mußte neu gebaut werden. Jetzt ist die Brücke fest wie Granit. Ich habe für sie tausend Zechinen beigesteuert. Das wird wohl genügen!"

„Es ist zu wenig", sagte Sankt Petrus und hob die Waage.

„Immer noch zu wenig, sagst du . . . Gut, legen wir auch die neue Kirche von Raschewo in die Waagschale! Kennst du sie? Blick ein bißchen durch die Wolken — sieh, da steht sie! Die weiße dort



Erste Station: **Jesus wird zum Tode verurteilt.**

Klugheit ist eine der wichtigsten der sieben Gaben des Heiligen Geistes. Sie lehrt uns richtig zu urteilen. Was ist Gott, und was bin ich? Gott ist alles und ich bin nichts. Bin ich überzeugt einmal davon, dann werde ich demütig. Dann beuge ich mich tief, vor Gott und vor allem Göttlichen in den Geschöpfen. „Du allein bist heilig, du allein bist der Herr, du allein bist der Allerhöchste!" Demut ist die **Selbsterniedrigende Liebe,** damit Gott überall hoch stehe. Demut ist der Anfang aller Religion und aller Frömmigkeit, genau so wie Stolz der Anbeginn aller Sünde ist. Wer glauben will und hoffen und lieben, muß sich verdemütigen. Wer wie Christus werden will, muß die Lust nach irdischen Gütern, muß Sinnesfreude und den Stolz des eigenen Sinnens und Wollens in sich zum Sterben bringen. Ohne Demut gibt es keine Gottesfurcht. Fange mit dieser Tugend an, wenn du Erlösung finden willst.



Zweite Station: **Jesus nimmt das Kreuz auf sich.**

Klugheit sucht nach der Wahrheit. Wer die Wahrheit sucht, findet den **Glauben.** Glaube ist **wissende Liebe.** Der Glaube sagt mir, wer Gott ist, wie Gott ist, wer ich bin und wie ich bin. Der Glaube sagt mir auch, was ich tun muß, um so zu werden, wie Gott mich will. Er spricht davon: „Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" Wer seinen Glauben kennt, weiß, daß Gott mit diesem Kreuze nicht nur Krankheit, Sorgen, Hunger und Kriege gemeint hat. Das Kreuz des Absterbens aller Sünden und der Übung aller Tugenden ist hier gelehrt. Daß jemand an Gott glaubt, ist noch lange nicht alles. Man muß an Gott glauben und an alles, was Gott geoffenbart hat, und dann auch danach leben.

Jesus nahm das Kreuz auf sich. Ich kann es erst dann auf mich nehmen, wenn ich ganz lebendig zu glauben gelernt habe.

— am Ende des Dorfes — und das Kreuz Gottes ragt und glänzt über dem hohen First. Darin hängen Heiligenbilder aus der Hand des berühmtesten Malers. Und die goldenen und silbernen Kronleuchter! Sieben Jahre lang wurde an ihr gebaut. War das ein Rennen! Wie oft habe ich gar vor Kummer meinen Schlaf hingegeben! — Neun alte Pappeln hatte ich auf der Wiese, alle habe ich für die Kirche geopfert. Die Backsteine und die Ziegel sind allesamt aus meiner Ziegelei! Ich erzähl' das nicht, um mich zu beklagen. O nein. Ich habe das für mein Seelenheil getan.

Sankt Petrus hob zum dritten Male die kleine Waage. Die rechte Schale sprang aber wieder hoch nach oben, und die linke, auf der die Sünde war, sank zur Erde nieder. Vater Iwan wurde leichenblaß, blickte erschrocken zum heiligen Türhüter und verstand nichts.

„Was hast du noch Gutes getan?" fragte Sankt Petrus.

„Das ist alles", erwiderte der Dorfschulze von Raschewo. „Sage nur, welche schwere Sünde ich begangen habe! Wie schwer wiegt sie?"

„Sie ist schwer."

„Kann denn ein kleiner Tropfen schwerer als die Brücke, der Brunnen und die Kirche wiegen? Du scherzest wohl, Sankt Petrus? Willst du mir Angst einflößen?"

Sankt Petrus verneinte bitter: Ich denke nicht daran, Vater Iwan. Ich will dich nicht erschrekken, nur deine Sünde wiegt zu schwer."

„Nenne sie, damit ich doch weiß, worum es sich handelt!"

Da sprach Sankt Petrus: „Weißt du noch den Herbsttag, da die Baumeister die große Brücke beendet hatten? Gerade hattet ihr das Korn ausgedroschen. Du hattest drei Priester zur Segnung der neuen Brücke herbeigerufen. Aus neun Dörfern waren die Leute nach Raschewo geströmt, um den Bau zu bewundern und sich am Feste zu erfreuen. Wieviel Wein da geflossen ist! Und wie das junge Volk getanzt hat! Vor der Brücke saß im Staub ein blinder Bettler und streckte seine schwarze, **schwielige Hand** aus. Du kamst vom Dorf her in angeheitertem Zustand, mit der umgeschnallten hölzernen Weinflasche. — Als du am Blinden vorbeikamst und seine ausgestreckte Hand sahst, griffst du nicht in deine Tasche hinein, um deinen Geldbeutel herauszuholen. Du bücktest dich zum Boden, nahmst ein Steinchen, ließest es in seine Hand fallen und sagtest: ‚Hier hast du! Daraus habe ich eine ganze Brücke gebaut!' Der Blinde betastete das Steinchen, verschluckte die Beleidigung, sagte nichts; doch aus seinem Auge löste sich langsam eine Träne und rollte blinkend nieder. Sieh, Unbarmherziger, hier liegt die Träne, in der linken Waagschale, sie allein. Und all deine ‚guten' Taten, auf Erden hochgepriesen, können diese eine Träne nicht aufwiegen."

Vater Iwan senkte den Kopf und fuhr zur Hölle hinab.

Die Oblaten der Unbefleckten Empfaengnis in Canada.



Dritte Station:

Jesus fällt zum ersten Male.

Wissen ist die zweite Gabe des Heiligen Geistes, die in unserer Seele wirkt und schafft. Wer genau weiß, worum es sich in der Religion Jesu Christi handelt, kennt das Gesetz: „Die Liebe ist alles.“ Auch das zweite Gesetz ist ihm bekannt: „Wer den sichtbar vor ihm stehenden Bruder nicht liebt, kann auch den unsichtbaren Gott nicht lieben.“ Mit der Demut muß begonnen werden. Sie macht, was der Glaube ihr sagt: Sie beugt sich vor Gott, und sie beugt sich vor dem Göttlichen im Mitmensechen. Darum übt sie Barmherzigkeit. Barmherzigkeit ist die **selbstlose Liebe.** Sie hilft Feinden und Gegnern genau so wie Freunden und Brüdern. Sie hilft überall dort, wo Menschen unter dem Kreuze der Sünde so zusammenbrechen, wie Jesus unter dem Kreuze der Erlösung zusammenbrach. Wer gegen mich ist, wer mich haßt und verfolgt, dem muß ich helfen. Ihn hat das Kreuz der Schuld zu Boden gedrückt, ich aber muß ihm wieder aufhelfen, damit das Göttliche in ihm nicht verunehrt bleibe.

Neben der großen Ostprovinz der Oblaten Canadas hat auch die englische St. Petersprovinz der Oblatenmissionare ihren Hauptsitz in Ottawa. Mit dieser Provinz betreten wir die englische Missionsarbeit der Oblaten in Canada selbst.

Die Oblaten kamen im Jahre 1847 nach Oregon, in den Vereinigten Staaten. Im April 1851 waren sie bereits in Britisch Columbien, Canada. Von dort aus verbreiteten sie sich über das ganze Land. 1926 wurden alle englisch sprechende Oblaten in die St. Petersprovinz zusammengefaßt. Angeschlossen an diese Provinz sind das Apostolische Vikariat Prince Rupert, an dessen Spitze Bischof A. Jordan O.M.J. steht, und die Indianermissionen des Südens Britisch Colubiens.

Hauptsitz dieser Provinz ist in Ottawa, im Pfarrhaus der großen St. Josephspfarrei. Der Provinzialobere, Pater Birch, sieben Patres und ein Laienbruder leben in St. Joseph.

Unweit von Ottawa haben die Oblaten der St. Petersprovinz ihr Scholastikat, das vor nicht langer Zeit vollständig abbrannte. Acht Patres, 22 Seminaristen und fünf Laienbrüder zählt dieses Haus. Großzügige Gaben der Erzdiözese Ottawa und anderer Freunde helfen heute, das neugeplante Seminar aufzubauen.

In Arnprior, Ont., finden wir das Noviziat dieser Provinz, das der heiligen Theresia von Lisieux geweiht ist. Dort wohnen fünf Patres, ein Laienbruder und die Novizen.

Sechs Pfarrgemeinden werden von den Patres des St. Petersprovinz versehen, die St. Josephsgemeinde, die Gemeinde der hl. Martyrer, beide in Ottawa, die St. Patrickgemeinde in Lethbridge, Alta., St. Joseph in Saskatoon, Sask., St. Peter in New Westminster, B.C., die St. Annagemeinde in Penticton, B.C., und die St. Augustinusgemeinde in Vancouver. Mit fast jeder dieser Gemeinden sind Indianermissionen verbunden, die von eigens geschulten Indianer-Oblatenmissionaren versehen werden.

Stolz der St. Petersprovinz sind das große St. Patrickkolleg in Ottawa und die großen Indianermissionen Britisch Columbiens.

St. Patrick wurde im Jahre 1929 gegründet und mußte vor kurzem vergrößert werden. Im französisch sprechenden Ottawa ist das englische St. Patrickskolleg von größtem Segen. 27 Patres und drei Oblatenbrüder arbeiten in diesem großen Studienhause, das den Oblaten schon viele jun-

ge Indianermissionare stellen konnte.

Inmitten der vielen kleinen Indianermissionen Britisch Columbiens, die von den Oblaten der St. Petersprovinz versehen werden, stehen die sechs großen Indianerschulen von Cranbrook, Kakawis, Kamloops, Mission City, Sechelt und Rhy, B. C. Dort und in den umliegenden Wäldern und Bergländern leisten die englisch sprechenden Oblaten wahrste Missionsarbeit unter den Ureinwohnern Canadas. Ihnen das Evangelium zu predigen, wurden sie ausgesandt. Und sie erfüllen ihre Pflicht. Keine Zeitung schreibt über sie. Fast kaum ein Mensch der sogenannten modernen Welt kennt sie. Was heißt es schon, ob da eine oder die andere Indianerseele für Gott gewonnen wird? So etwas zählt heutzutage nicht mehr viel. So etwas zählt aber vor Gott und vor den Seelen selbst, denen da so viel Gutes getan wird.

Angeschlossen an die St. Petersprovinz ist das Apostolische Vikariat von Prince Rupert. Bischof A. Jordan O.M.J., der zugleich Provinzialoberer der Oblaten des Vikariates ist, kam aus der St. Petersprovinz. Ihm unterstehen 22 Oblatenmissionare, die in 14 Missionsstationen über das ganze Prince-Rupert-Gebiet verstreut leben und wirken. Jeder dieser Missionsstationen sind von drei bis sechzehn Missionsfilialen zugeteilt, die von unseren Patres regelmäßig besucht werden. Die dort betreuten Katholiken sind Weiße und Indianer.

Zusammen mit dem Vikariat Prince Rupert zählt die St. Petersprovinz: Ein Bischof, 131 Patres, 22 Oblatenseminaristen und 31 Oblatenbrüder.

Die älteste Oblatenprovinz des Westens ist die französische Provinz von Manitoba mit ihrem Hauptsitz in St. Boniface, Man. Im Jahre 1845 kamen die ersten Oblaten nach dem Westen. Sechs Jahre später wurden die Patres in das „Ordensvikariat des Roten Flusses" zusammengefaßt. 1904 wurde dann die jetzige Provinz von Manitoba gegründet. Dieser Provinz gehörten unsere deutschen Patres an, bevor die St. Marienprovinz gegründet wurde. Von St. Boniface und Winnipeg aus zogen deutsche, polnische und französische Oblaten in die weiten Ebenen des Westens, wo Indianer und die in immer größeren Gruppen ankommenden Einwanderer ihre Hilfe brauchten. Sie zogen durch die weglose Prairie, durch heiße Sommer und durch die canadischen Winter, und werkten und schafften, bis unser Westen das wurde, was er heute ist.

Hauptwerke der Manitobaprovinz sind Erziehung junger Männer für das Priestertum und Indianermissionen.

Im Kolleg der Heiligen Familie zu St. Boniface, Man., hat der Provinzialobere seine Bureaus. Elf Patres und drei Oblatenbrüder wohnen mit ihm, die meisten der Patres mit der Schulung der 88 Kollegstudenten beschäftigt. Verbunden mit dem Kolleg sind 13 Missionen, die von den Patres des Kollegs versehen werden.

St. Boniface ist so richtig das Mutterhaus aller Oblatenmissionen des Westens. Man merkt es, wenn man dort hinkommt. Fast immer ist einer der alten Pioniermissionare dort zu sehen. Alte Oblaten mit langen, grauen Bärten, mit kleinen schwarzen Kappen auf dem ehrwürdigen Haupt, mit



Vierte Station:

Jesus begegnet seiner Mutter.

Wissen, diese grosse Gabe des Heiligen Geistes, macht auch gütig. Güte ist die **leuchtende Liebe.** Mit dem Maße Gottes sollen wir überall messen, wenn wir hoffen, daß auch uns einmal mit diesem Maße gemessen werde. Gott aber ist die Güte, die da leuchtet über alle Menschen. Wie wir doch leiden, weil überall Gehässigkeit glüht. Gehässigkeit treibt immer tiefer in Selbstsucht und Schlechtigkeit hinein, und fort von Gott. Wahre Güte zieht zu Gott. Wahre Güte ist immer so, wie Jesus seiner Mutter gegenüber war, als er sie auf seinem Kreuzwege traf. Und diese Güte ist heilig, macht mich selbst und macht auch andere heilig.

abgeriebenen Oblatenkreuzen und langen langen Gesichten über die Tage der Pionierzeit in Indianermission und Seelsorge der ersten Ansiedler des Westens.

In der Stadt Winnipeg steht das große Pressewerk der Manitoba Provinz, die „Canadian Publishers". Dort wurde vor Jahren unsere „Westkanada" redigirt und herausgegeben. Neben der Westkanada erschienen noch katholische Zeitungen französischer, polnischer und ukrainischer Sprache. Den meisten unserer Leser hier im Westen wird ja wohl die „Northwest-Review" bekannt sein, die sich vor ein und einem halben Jahre dem größten und besten katholischen Wochenblatte Canadas, der „Ensign", angeschlossen hat.

Die Pressepatres wohnen auf der McDermot Ave., in Winnipeg, im Oblatenhause des hl. Franz von Sales.

Neben St. Franz versehen die Oblaten Winnipegs auch die Herz-Jesu-Kirche der Hauptstadt Manitobas.

Des Priesterseminar der Manitoba-Provinz ist in Lebret, Sask. Obwohl die Provinz selbst im Jahre 1948 nur 27 Seminaristen hatte, zählte das Seminar doch 55 Seminaristen. Im Lebret



Fünfte Station: **Simon hilft Jesus das Kreuz tragen.**

Kraft braucht der Mensch, der vor Gott gerecht sein will. Gerechtigkeit ist die **ausgleichende Liebe.** Und auch diese Liebe muß der Mensch haben. Kraft dazu ist ihm in der dritten Gabe des Heiligen Geistes gegeben. Gerechtigkeit heißt nicht: Mir das Meine!, Gerechtigkeit heißt: Jedem das Seine, an aller erster Stelle Gott. Gib Gott, was Gott gehört. Und Gott gehöre ich ganz. Gott hat für mich das Kreuz getragen, darum ist es gerecht, daß er auch mir es so auferlegt, wie er es dem Simon Cyrene auflegte. Darum ist es gerecht, daß ich trage das Kreuz der Demut, das Kreuz der Barmherzigkeit, der Güte und noch viele andere mehr. Was tue ich Großes, wenn ich barmherzig bin und gut und demütig? Nicht Gott wird dadurch erhoben. Gott ist so hoch, daß er nicht mehr heiliger werden kann. Was ich ihm an Kreuzen der Tugend nachtrage, tue ich ja nur zu meinem Besten. Tue ich ja nur darum, weil Gott mich genau zum Kinde haben will, wie der kreuztragende Jesus sein Sohn ist. Es ist wirklich gerecht vor Gott, so zu sein, wie die ersten Kreuzwegstationen es lehren. Alles ander ist ungerecht.

werden Oblaten verschiedener Provinzen zum Missionspriestertum geleitet. Zehn Patres führen das Seminar, denen fünf Oblatenbrüder helfend zur Seite stehn.

Achtzehn Patres arbeiten im St. Matthias Kolleg zu Gravelbourg.

Von den Patres der Manitoba-Provinz geleitete Indianerschulen sind in Ontario, in Manitoba und in Saskatchewan zu finden. Da sind die Schulen von McIntosch, Ont., Fort Frances, Ont., Fort Alexander, Man., Kenora, Man., P. O. Marius, Man., St. Philip, Sask., Lebret, Sask., Lestock, Sask., Marieval, Sask. Neben diesen Indianerschulen, die auch jedesmal Zentralen der Indianerseelsorge sind, versieht die Provinz noch eine Anzahl kleinerer Indanmissionen in Ontario, Manitoba und Saskatchewan. Der in Manitoba bekannte Pater G. Laviolette, Schriftleiter eines katholischen Monatsblattes für Indianer, ist weit und breit der einzige Weiße, der die Sprache der Sioux-Indianer beherrscht.

Neben der Herz-Jesu-Pfarrei von Winnipeg versieht die Provinz noch Pfarrgemeinden in Lebret, Sask., Ford Q'Apell, Sask., Fort Frances, Ont., und Duluth, International Falls so wie auch in Rothhome, alle im Staate Minnisota, U.S.A.

Die Manitoba-Provinz zählt 124 Patres, 27 Seminaristen und 32 Oblatenbrüder.

Das ist alles nur in Zahlen erzählt. Über jedes kleinste Missionsstatiönchen der Wälder Ontarios oder der Prairien des Westens könnte man ganze Geschichten schreiben. Harte Tage waren es, die unsere Pionierpatres durchmachen mußten. Den alten Oblaten ist der Aufbau der katholischen Seelsorgearbeit des Westens unter Indianern und Weißen zu verdanken. Wahrste Apostelarbeit, Mannesarbeit, war es gewesen, die da nur aus Gottesliebe geleistet wurde. Niemand kann für diese Missionstätigkeit danken. Niemand, außer Gott. Tief in Schulden steht der Westen Canadas bei den Oblaten. Gottesschulden sind es, und kein Oblate erwartet menschlichen Lohn. Solange nur der Himmel sagt: „Treuer, guter Knecht, in vielen Dingen warst du des Vertrauens wert, darum will ich dich über Vieles setzen."

Und wir Oblaten sagen: „Gelobt sei Jesus Christus und die Unbefleckte Jungfrau Maria!"



Sechste Station: **Veronika reicht Jesus das Schweißtuch.**

Kraft von oben, die Kraft des Heiligen Geistes hilft uns, geduldig weiterzuwandeln, wenn man einmal bis zur sechsten Station gelangt ist. Geduldig ist die **ertragende Liebe.** So vieles ist gegen uns, wenn wir es ernst mit der Liebe Gottes nehmen, und wir finden kaum einen Menschen, der uns trösten würde, wie Veronika Jesus auf seinem Kreuwege zu trösten suchte. Wohl dem Menschen, der sich nur von Gott trösten läßt. Gott zeigt sich uns in unseren schweren Stunden nicht. Wo der Mensch aber nicht nachläßt im Guten, ganz gleich wie schwer es auch sein mag, da spricht Gott durch die einzige Freude, die einem bleibt: Durch die Freude des guten Gewissens. Geduld ist die Seele der Treue. Geduld mußt du haben, wenn du Gottestreu bleiben willst. Geduld bis zum Ende.



Siebente Station: **Jesus fällt zum zweiten Male.**

Kraft vom Heiligen Geiste baut in uns die Tugend der Starkmut. Starkmut aber ist die **siegende Liebe.** Zum zweiten Mal fällt Jesus unter dem Kreuze zusammen. Er bleibt nicht liegen. Er steht auf, um das Werk Gottes ganz zu vollenden. Wie oft haben wir begonnen, und nur halb vollendet? Im Christenleben geht es um das Ganze. Da heißt es: Gott oder ich. Gottes Ehre oder meine Ehre und mein Wohl. Ohne die Tugend der Starkmut geht keine der anderen Tugenden weit. Alle bleiben sie nur halb, und ich selbst bleibe nur halber Christ und halber — was nur?

Jeder muß zu sich selbst sagen: besäße und hätte ich alle Tugenden, die Demut nicht, so täuschte ich mich, und während ich mich für tugendhaft halte, bin ich nur ein stolzer Pharisäer.

Glücklich sind wir, wenn der Herr uns in einen Stand setzt, worin wir durch unsere Armut die seinige verehren können; wir sind alsdann zu unserem Heil in allem von der göttlichen Vorsehung abhängig, wir haben dann tausend Gelegenheiten, uns an seine Güte zu wenden, das Elend der Armen zu bemitleiden und mehrere Akte der Geduld, der Demut, der Abtötung und der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zu erwekken.

Es ist für unsern eigenen Fortschritt wie für das Heil anderer durchaus erforderlich, immer in allen Dingen dem schönen Lichte des Glaubens zu folgen.

———o———

WEGKREUZ

Am Weg, am Grabenraine,
im einsamen Gefild,
Steht stumm im Abendscheine
ein mahnend Marterbild.
Und doch, zu seinen Füssen
die Andacht nie vergisst,
Zu beten und zu grüssen:
„Gelobt sei Jesu Christ!"

Seid Barmherzig!

Gott heischt in vielerlei Gestalt
Von deinen Händen
An jedem Tag, zu jeder Stund
Verschiedene Spenden.

Wer es auch sei, der seine Hand
Dir streckt entgegen.
Hauch Frieden in sein wundes Herz
Und Himmelssegen!

Und wo in bitterer Zweifelsqual
Ringt eine Seele,
Mit einem frommen Stoßgebet
Sie Gott empfehle!

O stoße keinen rauh zurück
Ins Weltgetriebe
Und schulde deinem Bruder nichts
Als Liebe, Liebe!

Hl. Gregor von Nazians, † um 390.



Achte Station: **Jesus tröstet die weinenden Frauen.**

Frömmigkeit ist eine weitere der sieben Gaben des Heiligen Geistes in uns. Der fromme Mensch findet den Frieden, und Friede ist die **ruhende Liebe.** Ein Friede, den nur ganz heilige Menschen kennen. Menschen, die schon wenigsten bei der achten Station ihres Lebenskreuzweges angelangt sind. Denn dieser Friede ist aus Kreuzwegtränen geboren. Kreuzestränen und Liebestränen waren es, die von den weinenden Frauen Gottes wegen vergossen wurden. Wer sich selbst beweint, sucht umsonst nach Frieden. Wer weint, weil das Göttliche in ihm nicht mehr strahlt oder nicht genug strahlt, hat den Frieden bereits begonnen.

Der Gute Rat

von August Ganther

Der fürstenbergische Oberförster Gayer blickte ärgerlich auf die alte Schwarzwälderuhr, die im düsteren Hausgange seines Heims gleichmäßig ihr gemütliches Ticktack machte.

„Was mag nur in den Waldhüter gefahren sein," brummte er, „daß er mich so im Stiche läßt! Er ist doch sonst die Pünktlichkeit selber, und nun fängt er auch das Bummeln an!"

Da, horch! Trab, trab kam es die breite Steintreppe des alten finsteren Schlosses heraufgedonnert.

„Der Herr Oberförster müssen entschuldigen," sagte der hereintretende Grünrock, „aber ich konnte mit bestem Willen nit früher kommen."

„Warum nicht?"

„Weil vor einer halben Stunde ein kleiner Bub sich bei uns eingestellt hat," erklärte mit strahlendem Gesichte der Waldhüter und strich freudigfroh seinen breiten, blonden Schweizerbart.

„Meinen Glückwunsch, Dieterle," nickte der Oberförster freundlich, „wenn die Sache so steht, wollen wir gern ein Auge zudrücken."

Mit langen Sritten schoben die zwei zum Städtchen Wolfach hinaus, dem Burggraben und dem Katzenwald zu, wo manche Riesentanne heute den Waldhammer verspürte und ihr Todeszeichen aufgedrückt bekam.

Als sie nach vollbrachtem Tagewerk wieder heimwärts wanderten, erkundigte sich der Oberförster, ob sein Begleiter auch schon einen hübschen Namen für den Kleinen ausgesucht habe.

„Ja."

„Und der wäre?"

„Joseph."

„Ja, so heißt doch Ihr, Dieterle!"

„Ganz recht. Mein Vater ist ein Sepp, ich bin einer, und der Bub muß auch wieder einer sein."

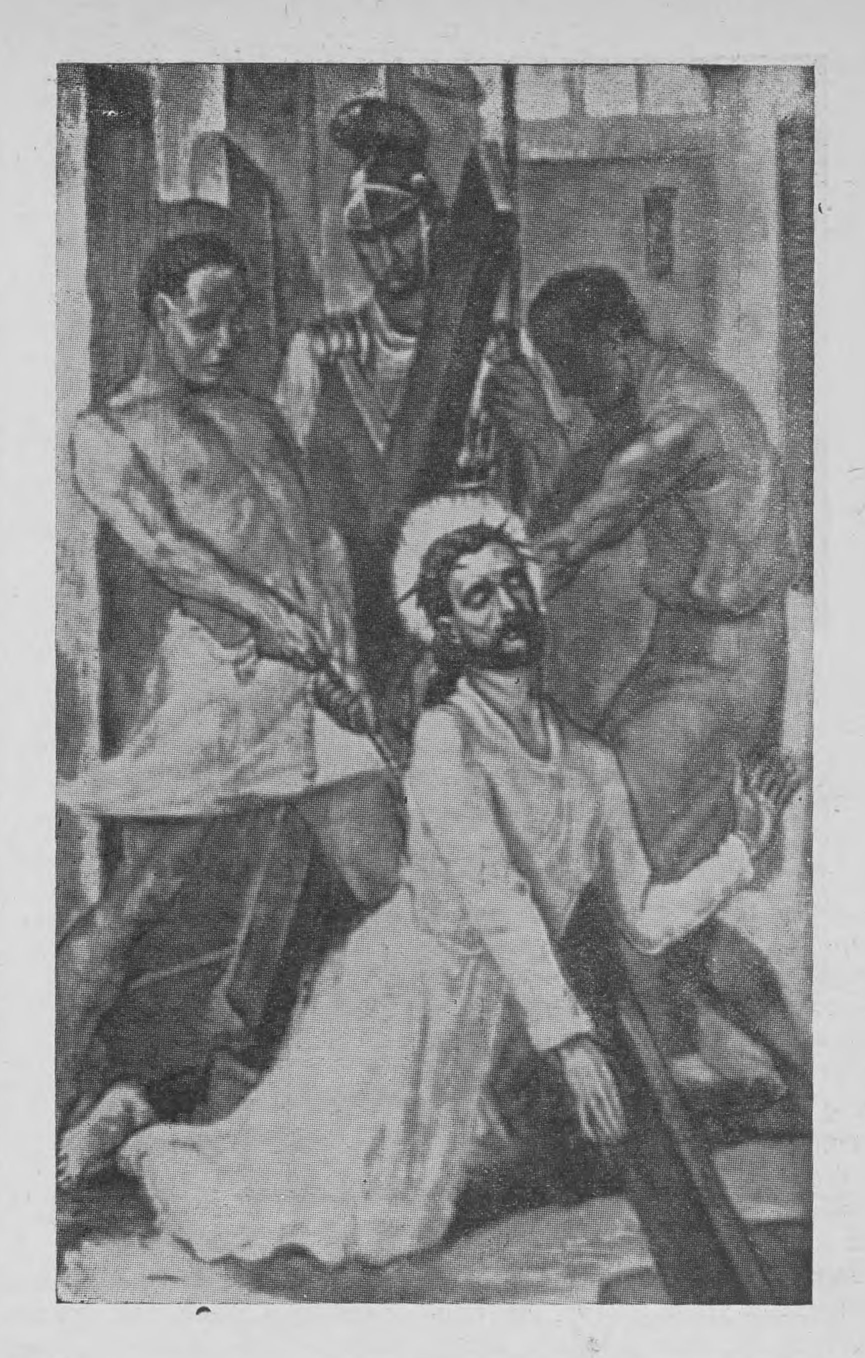
Gayer schüttelte verneinend seinen Graukopf. Das sei das Allerüberzwerchste, was der Waldhüter tun könne, meinte er. Wenn die Frau Sepp rufe, dann kämen ihrer gleich drei angeschwirrt, der Mann, der Großvater und der Enkel. Einen solchen Unsinn möge Dieterle doch nicht begehen, wo es so viele schönklingende Namen gebe. Er solle nur recht eifrig im Kalender suchen. Für den Stammhalter müsse ein flotter Name her, je seltener, desto besser.

Der Waldhüter wollte noch Einwendungen machen. Der Alte aber winkte entschieden ab. Morgen früh wolle er den Namen hören. Dieterle habe doch sonst eine so treffliche Spürnase. Er hoffe

Neunte Station:

Jesus fällt das dritte Mal.

Frömmigkeit bringt auch Freude. Und Freude ist die **jubelnde Liebe.** Wie ist es möglich, unter dem Kreuze und unter den Händen von Peinigern Freude zu finden? Menschlich gesrochen gibt es so etwas nicht. Im Christenleben handelt es sich aber nicht darum, was menschlich gesprochen ist. Da wird alles vom göttlichen Standpunkt aus betrachtet. Göttlich betrachtet, ist jedes Kreuz Ursache zur Freude, denn jedes Kreuz erlöst und hilft andere erlösen. Und darin besteht doch eigentlich unser Christenleben: Daß wir so werden, wie Christus, der das Kreuz getragen zur Erlösung aller.



zuversichtlich, daß er sie auch in diesem Falle bekunden werde.

Am anderen Morgen kam der Waldhüter wieder anmarschiert, diesmal nicht verspätet, diesmal noch einige Minuten vor der festgesetzten Zeit.

„Nun Dieterle," fragte der Gestrenge, als sie zum Städlein hinausschritten, „wie steht's? Habt Ihr einen klangvollen Namen herausgefischt?" — „Das will ich meinen," erwiderte der Waldhüter, und seine Feueraugen glühten in freudigem Stolze.

„Und das wäre?"

Im Tonfall, als ob der Nachbar Schneiderjörg seinem Lehrling rufe „Faden her!" kam es kraftvoll aus Dieterles Mund: „Quadembär!"

Der Förster machte Stillstand und starrte seinen Begleiter verwundert eine Weile an. „Seid Ihr verrückt?", rief er endlich, „der Name steht sicherlich nicht im **Kalender.**"

„Doch, ein Bär sein in dem Namen. Er wisse es ganz genau.."

„Er meine wohl Bertold?"

„Nix Bertold! Der Bär sei hinten."

Und da sie gerade an der Schmelze vorbei gingen, lief Dieterle ins nächst beste Haus und ließ sich einen Kalender geben. Eifrig blätterte er darin und rief plötzlich in freudiger Hast auf eine Stelle hinweisend: „Da Herr Oberförster, da steht der Bär!"

Gayer sah hin, brach in ein höllisches Lachen aus und rief im Tonfall von Kalender: „Quatember! Ah, daß ist Euer Quadenbär! Freund Dieterle, da seid Ihr aber



Zehnte Station: **Jesus wird seiner Kleider beraubt.**

Furcht des Herrn hat uns der Heilige Geist an unserem Tauftage als weitere seiner Gaben in die Seele gegossen. Wer in seinem Leben bei der zehnten Station des Kreuzweges angekommen ist, dem ist diese Furcht nicht mehr Furcht vor der Hölle. Dem ist sie die große Furcht der Seele, den geliebten Gott zu verlieren. „Selig die Reinen, denn sie werden Gott schauen", hat der Heiland gesagt. Keuschheit führt zur **reinen Liebe.** Wer diese Liebe hat, schaut Gott schon hier auf Erden. Schaut Gottes Allgegenwart und Gottes besondere Gegenwart in der Seele und im heiligsten der Sakramente. Der in hoher, reiner Liebe lebende Mensch sieht und spürt seinen Gott immer und überall, und er kann nicht aufhören, den Dreieinigen zu lieben.

---

bös auf dem Holzweg. Quatember, das ist ein Fasttag und kein Name für einen gesunden, dicken Schwarzwaldbuben. Da müßt Ihr noch einmal auf die Hosen sitzen und noch einmal die Angel auswerfen. Wenn Ihr einen hübschen, nicht alltäglichen Namen findet, will ich gerne Euerem Stammhalter Pate sein."

Der Waldhüter fühlte sich hochgeehrt durch dieses Versprechen und konnte fast den Mund nicht schließen vor Freude. Blitz und Schlag, so sehr ihm das Namensuchen auch zuwider ist, des vornehmen Paten wegen will er nochmals in den saueren Apfel beißen. Ein ganz außergewöhnlicher Name muß her, und sollte er auch die halbe Nacht zum Suchen opfern müssen.

Die scheidende Sonne, die hinter dem Spitzfelsen hinabsank, sah denn auch den Sepp auf der Bank vor seinem Häuslein sitzen, ganz in den Kalender vertieft.

Und wie er sucht und prüft und eben im Begriffe ist, unwirsche Worte gegen den gestrengen Oberförster auszustoßen, der ihm so ungemütliche Stunden bereitet, da kommt es mit langen Schritten, schwarzem Flügelrocke und großmächtigem Schlapphut den „Happen" herauf und durch das Gärtlein gewandelt und macht vor dem fauchenden Forscher Halt.

„Grüß Gott, Dieterle," tönt es kraftvoll, mehr rauh als melodisch.

Weit reißt der Angeredete die Augen auf, läßt den Kalender auf die Bank sinken und eilt dem Besuche entgegen.

Mit den Worten: „Eh, lueg au, d'r Herr Pfarrer Hansjakob isch au wieder hiesig! ergreift er die Hand, die sich ihm entgegenstreckt und drückt sie herzlich.

„Will im Vorbeigehen nach meinem Stoffsammler und Mitarbeiter schauen," sagte der nimmermüde Volksschriftsteller und zieht mit Wohlbehagen die süßen Düfte ein, die aus den hochstämmigen Rosen des mit Sorgfalt gepflegten Gärtleins aufsteigen.

Alsdann nimmt er ohne Umstände auf der grünen Holzbank vor dem Häuslein Platz, holt Merkbuch und Stift aus der Rocktasche, streckt seine langen Storchenbeine weit von sich und fragt übereifrig, was der Fürst von Teufelstein mache, der Waldsohn, auf den ihn der findige Dieterle aufmerksam gemacht und der ihm als Held einer Geschichte lebensvoll vorschwebt.

Der Waldhüter wartet mit einer Reihe herzerfrischender Züge aus dem Leben des frischfrohen Toni auf, die Hansjakob mit Wonne dem Papier anvertraut. Nach allem Möglichen und Unmöglichen forscht und fragt er, und rasch wird alles Wertvolle

festgehalten. Nicht genug kann der Wissensdurstige aus dem Urquell der Poesie schöpfen. Erst als die Zitrone bis auf das letzte Tröpflein ausgepreßt ist, läßt der Willensstarke den Stift sinken.

Seelenvergnügt über die reiche Beute, die ihm geworden, erkundigt sich Hansjakob nach Dieterles und der Seinigen Befinden und erfährt zu seiner Überraschung die Ankunft des Stammhalters, zugleich aber auch die Qual, so die Namensgebung dem Vater bereitet.

Da wolle er ihm gerne beistehen, meint der Pfarrherr, ihm unter die Arme greifen zu können. Was denn der Bub einmal werden solle? Falls Forstmann, wäre Heinrich, Walter oder Waldemar in Betracht zu ziehen.

Der Waldhüter schüttelt unfreiwillig den Kopf; bekanntlich will kein Vater, daß sein Sohn seinen widerwärtigen Beruf ergreife.

Falls Soldat, wäre Friedrich oder Wilhelm zu wählen.

Wiederum verneinendes Kopfschütteln und die Bemerkung, so Preußennamen habe er ganz auf dem Strich.

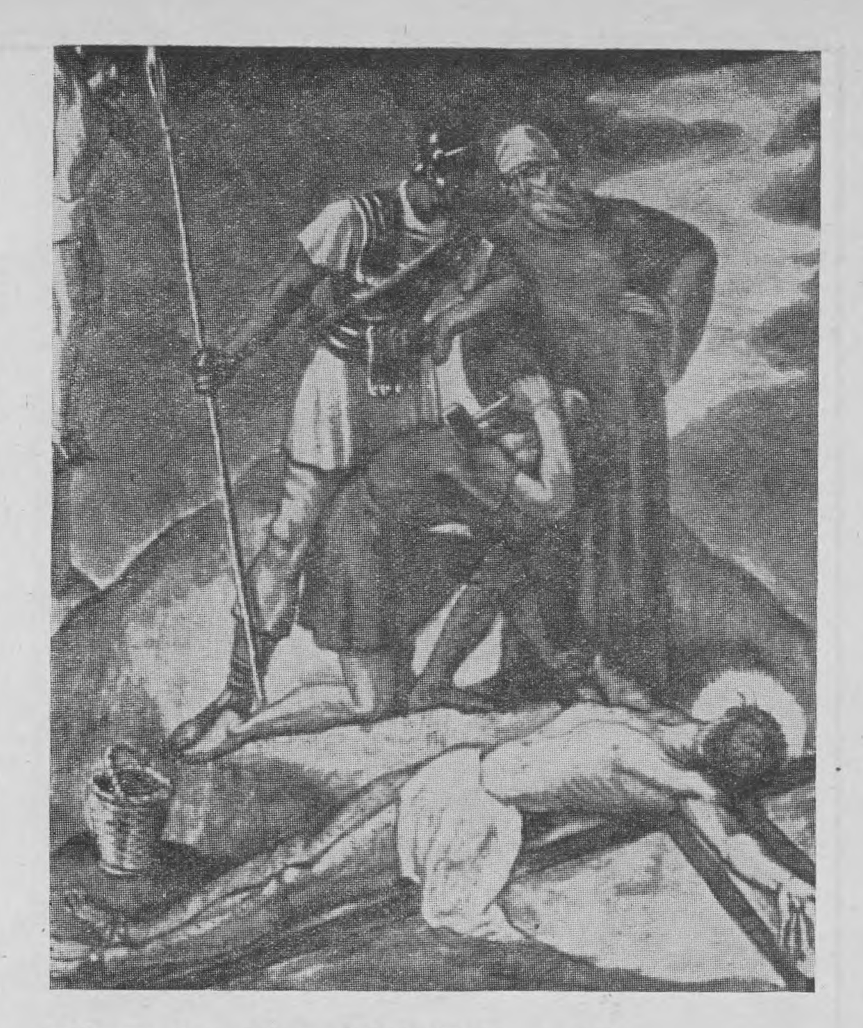
„Oder vielleicht, daß ein Bauer aus dem Bub werden solle."

„Nix, nix," winkt Dieterle ab, „krumm und bucklig müßten sich die Bauern schaffen, und das alles für nichts und wieder nichts. Nein, sein Kleiner müsse einmal etwas Rechtes werden in der Welt, etwas, wo auch etwas Klingendes dabei herausspringe".

„Was denn?"

„Doktor."

„Oho," rief der Pfarrherr und maß den Waldhüter mit großen Blicken, „wißt Ihr auch, Dieterle, daß das Doktorwerden ein Heidengeld kostet, und daß man dazu noch rechtschaffen hell im Oberstock sein muß?"



Elfte Station: **Jesus wird ans Kreuz genagelt.**

Furcht des Herrn, die zur Angst geworden ist, man könne etwas von seiner Liebe Gottes verlieren, wird so, wie die spanische heilige Theresia geworden ist, die einmal ausrief: „Herr, wenn du in der Hölle wärest, wollte ich tausendmal lieber mit dir in der Hölle sein, als ohne dich im Himmel!" Die Seele der elften Kreuzwegstation will mit Jesus leiden. Leiden ist die **gekreuzigte Liebe.** Ist jene Liebe, die alle Kreuzeswunden an sich trägt, um ganz zu sein, wie Jesus ist. Die nicht nur sagt, sondern auch will: „Nicht ich lebe, Christus lebt in mir!"

„Weiß ich, Herr Pfarrer, weiß ich," hallte es zurück, „doch was den ersten Punkt angeht, sind wir, Gott sei Dank, nicht die ärmsten. Meine Frau hat Geld am Zins und das nicht wenig. Was aber das Hellsein betrifft, darf sich der Dieterlestamm in Ehren sehen lassen. Mein Vater wär ums Haar Bürgermeister in Schapbach geworden. Bloß eine einzige Stimme hat ihm gefehlt, und ich bin wie der Herr Pfarrer ja selber weiß, auch nit auf den Kopf gefallen."

„Stimmt," nickte Hansjakob,



Zwölfte Station: **Jesus stirbt am Kreuze.**

Rat heißt die sechste Gabe des Heiligen Geistes. Oft weiß der Mensch sich keinen Rat. Die Apostel wußten sich keinen Rat, als sie ihren Herrn am Kreuze sterben sahen. Die Seele der zwölften Kreuzwegstation weiß sich zu raten. Wer hat Jesus gekreuzigt? Die Sünde war es. Reue für die Sünde, Reue nicht nur wegen eigener Sünde, aber Schmerz, wirklicher Seelenschmerz wegen der Sünden der Welt ist die Reue der Heiligen. Reue ist **weinende Liebe.** Wen jede Sünde in der Welt schmerzt, weil Gott dadurch verunehrt ud beleidigt wird, der hat diese große weinende Liebe.

„hab mich genugsam bewundert, wie klar und sachlich Ihr zu schreiben versteht und wie Ihr überall den Nagel auf den Kopf trefft. Nun ja, warum sollte ein solch trefflicher Zweig nicht auch einmal eine Doktorsblüte treiben! Ist alles möglich hinieden!"

Und plötzlich blitzt es dem Sprecher schelmisch unter den Brillengläser hervor. „Dieterle," sagt er und legt seinen langen Arm um die breiten Schultern des Waldhüters. „Dieterle, da fällt mir zur rechten Zeit ein ganz vortrefflicher Name für Euern Sprößling ein. Den müßt Ihr wählen, den und keinen anderen. Der ist vom Himmel aus schon für ein studiertes Haupt gemünzt. In dem liegt ein großer Segen. Wer ihn trägt, wird Eindruck machen und eine hübsche Summe Geldes nebenbei ersparen. Wo andere hunderte von Mark hinopfern müssen, wird er ungemolken durchkommen und doch einherstolzieren in Pracht und Herrlichkeit."

Der Waldhüter horcht und steht wie berauscht. Sparen, ein paar hundert Mark sparen! Alle Wetter, das ist Wasser auf Dieterles Mühle.

„Wie heißt der Name?" fragte er erwartungsvoll.

„Drusus."

„Drusus," wiederholt der Vater und blickt den Besuch verwundert an, „und wie ist das mit dem Segen, der drin steckt?"

„Das ist ein Geheimnis, Dieterle, ein Geheimnis, das sich aber dem, der den Namen trägt, mit der Zeit schon enthüllen wird, besonders dann, falls er studiert. Glaubt mir nur, Waldhüter, glaubt mir nur."

„Ich glaub' Euch, Herr Pfarrer," versicherte Dieterle, „felsenfest bau' ich auf Euer Wort." Dann aber blättert er mit Hast suchend im Kalender.

Er möge sich nicht unnötig bemühen, wehrt Hansjakob, den Drusus werde er schwerlich im Kalender finden.

Ob's denn kein Heiliger sei?

Nein, heilig sei er nicht, aber gut römisch.

Nun, meinte der Waldhüter in

seiner ehrlichen Einfalt, „wenn er nur gut römisch sei, das sei ja die Hauptsache.

Das stimmte nicht ganz. Die Hauptsache waren ihm die paar hundert Mark, die es zu sparen galt, und die leuchteten ihm glutvoll aus den schlauen Fuchsaugen.

„Herr Pfarrer," versicherte er, „wir Schwarzwälder wissen ja schon lang, daß Ihr der Gescheitst im ganzen Land seid. Ich will Euerem Rat folgen. Der Bub muß heißen, wie Ihr mir vergeschlagen habt. Aber seid so gut und schreibt mir den Knaben-Namen vorn in den Kalender. Er ist so selten und so ungewohnt, daß ich ihn mit bestem Willen nit behalten kann."

Hansjakob erfüllte den Wunsch des Waldhüters. Mit wuchtigen Buchstaben malte er „Drusus" aufs Titelblatt des Kalenders, drückte seinem Mitarbeiter noch etliche gewichtige Silberstücke in die Rechte und schritt frohen Mutes, schaffensfreudig in die dämmernde Nacht hinein, im Geiste schon den Marmorblock Fürst von Teufelstein behauend.

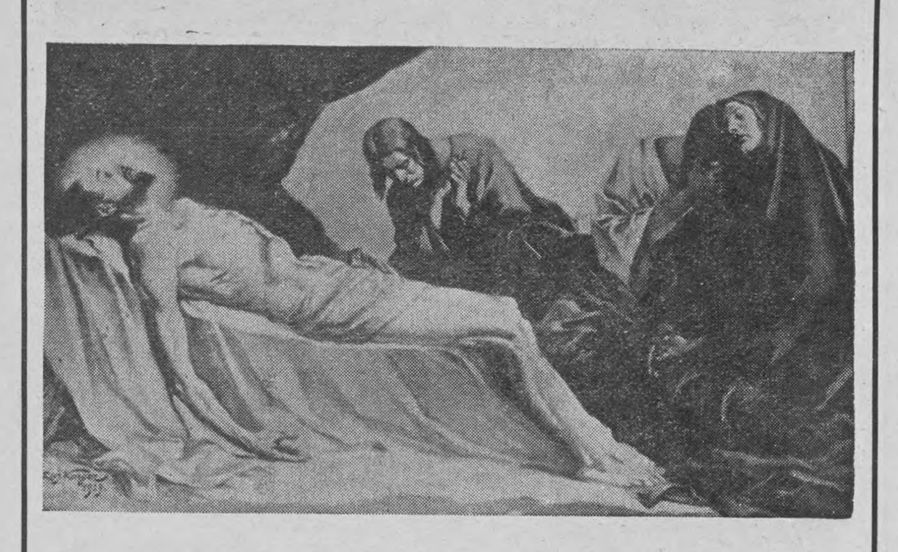
Drei Tage darauf wurde der Dieterlessprosse getauft und erhielt zur großen Freude seines Paten, des fürstensbergischen Oberförsters, den durchaus nicht alltäglichen Namen Drusus.

Der Kleine wuchs, und bald spielte er mit den Nachbarskindern im „Happen" Ringelreihen. Wenn die Leute den grausbackigen Blondkopf fragten, wie er heiße, und ihnen landfremd und ungewohnt Drusus entgegenschallte, stutzten sie anfänglich. Mit der Zeit aber gewöhnten sich ihre Ohren an den Römername, und sie verdauten ihn mit demselben Gleichmute, wie den Nazzi, den Xaveri, den Pius und viele ande-



Dreizehnte Station: **Jesus wird vom Kreuz genommen.**

Rat, der vom Heiligen Geiste kommt, spricht vom Hoffen auf Gott. Das Hoffen verspricht uns nicht nur den Himmel, göttliches Hoffen versichert uns auch aller Hilfe des Himmels, durch die wir heilig werden können, wie Christus uns heilig haben will. Göttliches Hoffen sagt uns mit aller Gewißheit, daß jeder sich mit Gottes Hilfe über das Leben des Schmutzes, der Sünde und der Selbstsucht zum Leben der Gotteskindschaft, zum wahren Bruderleben mit dem reinen Jesus erheben kann. Lasse nur alles, was in dir ist und nicht zu Jesus paßt, am Kreuze sterben. Nimm sie tot vom Kreuze herab. Im toten Jesus ist die Hoffnung der Auferstehung, und die Auferstehung ist alles. Hoffnung ist die **nach Gott Greifende Liebe.** Wonach sollten wir greifen, wenn nicht nach Gott? Überall ist Enttäuschung. Wissen wir das noch nicht? Nur in Gott ist Hoffen mit Sicherheit.



Vierzehnte Station: **Jesus wird ins Grab gelegt.**

Weisheit ist die Krone aller Gaben des Heiligen Geistes. Weisheit führt zu Gott und vereinigt mit Gott. Gott aber ist die **grenzenlose Liebe.** Die Vereinigung mit dieser Liebe ist der Sinn und der Zweck der Erlösung. Nicht nur vor der Hölle wollte uns der Heiland erretten, er kam, uns mit Gott zu vereinen. Mit dem fleischgewordenen Gott, der für uns ins Grab gelegt wurde. Wer hier auf Erden nicht wie im Paradiese leben will, wer hier auf Erden begraben sein will mit Christus Jesus, den umarmt die grenzenlose Liebe, und er wird von Gott dem Vater durch den Heiligen Geist so geliebt, wie Gott der Sohn geliebt ist. Grenzelos und ohne Ende. Und das Werk der Erlösung ist vollbracht.

Schluß.

„Brüder, ich ermahne euch bei der Barmherzigkeit Gottes: Bringt euren Leib Gott als ein lebendiges, heiliges, wohlgefälliges Opfer dar. So verrichtet ihr einen geistigen Gottesdienst. Macht euch nicht dieser Welt gleichförmig, sondern wandelt euch um durch die Erneuerung eures Sinnes, um zu prüfen, was der Wille Gottes ist, was gut, wohlgefällig und vollkommen ist." (Hl. Bibel, Brief an die Römer, 12:1,2.)

re Eindringlinge von inseits der Alpen.

Der einzige, der sich über den fremden Namen nachhaltiger aufhielt, war der junger Lehrer, der den Dieterlesbub unter seiner Obhut hatte. Ab und zu, wenn er dem dicken Drallenwatsch über den goldenen Schafhämmelpelz fuhr, zwang es ihn, mit heller Stimme zu schmettern:

Drusus ließ in Deutschlands Forsten,
Goldne Römeradler horsten.

Die Kleinen kicherten dann jedesmal, und es währte gar nicht lange, so nannten sie den Dieterlesbub Römeradler. Dem starken Drusus paßte das nicht. Er faßte das Wort als Beleidigung auf und zahlte es mit Püffen, Tritten und Hieben heim. Manche Schlacht schlug er deswegen, und an Zahl der Siege stand er dem Stiefsohn des Augustus, dem berühmtesten aller Drususse, nicht nach.

Übrigens machte er seinem poetischen Lehrer und seinem prosaischen Vater durch sein leichtes Lernen und seine Fortschritte viel Freude. Er marschierte jahrein, jahraus an der Spitze seiner Schulklasse.

Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, wurde der junge Baum aus dem heimischen Grund herausgerissen und in fremde Erde verpflanzt. Sein Vater schickte ihn nach Dingsda ins Gymnasium.

Dort aber verblaßte nach und nach sein Glanz. Das Latein wollte seltsamerweise dem Römeradler nicht recht in den Schädel. Drusus ging von Jahr zu Jahr mehr zurück, und der einst in den bescheidenen Verhältnissen der Wolfacher Schule als Leithammel Bewunderung erregt hatte, zählte schließlich zum Nachtrab der Klasse. Wenn man den Waldhüter nach den Fortschritten seines Studentleins fragte, murmelte er Flüche in den breiten Bart und berichtete, daß der Bub leider Gottes „übelsitig im Lateinisch" sei.

Im Laufe der Zeit wurde Drusus auch noch „übelsitig in der Sprache der Helenen", und das Ende vom Lied war, er sollte die Obersekunda wiederholen.

Vater Dieterle machte ein bitterböses Gesicht. Die Augen gingen ihm auf. „Ja," sagte er, „der Pfarrer Hansjakob, Gott hab ihn

selig, der hat recht gehabt. Zum Studieren muß man hell sein. Da braucht's elektrisch Licht. Du aber, dummer Drusus, du hast nur eine Unschlittkerze im Oberstock, Schad für das schöne Geld, das für nichts und wieder nichts hinausgeworfen ist. Ab vom Holzweg! Umgesattelt! Die Possen mit dem Gymnasium hören auf. Morgen schon sprech ich mit deinem Paten, dem Herrn Oberförster. Hast keine Kraft im Hirn, so hast doch Kraft in den Händen. Waldarbeiter wirst! Punktum!"

Damit war aber Drusus nicht einverstanden. Er wisse einen Ausweg, wandte er ein, den wolle er gehen, der führe ganz bestimmt zu einem guten Ziele.

Und erzählte von seinem Mitschüler und Freunde Mattes, der unweit Dingsda in Altenheim, einem großen Rieddorfe, daheim sei. Sein Vater sei Zahntechniker dort. Oft schon sei er draußen auf Besuch gewesen, und gar manches Mal habe er dem geschickten Manne bei seinem Wirken zugeschaut. Nicht satt habe er sich daran sehen können. Das surrende Rädchen habe es ihm angetan. Eine innere Stimme habe ihm zugerufen: Bei diesem Berufe findest du dein Glück. Ja, Zahntechniker wolle er werden. Mit aller Macht ziehe es ihn zu dieser Beschäftigung hin.

Vater Dieterle horchte mit offenem Munde den Ausführungen des Sohnes zu. Ein Hoffnungsschimmer stieg vor seinen sorgenschweren Augen auf.

Er erkundigte sich über die Aussichten, die Drusus zu erwarten habe, und was er erfuhr, beruhigte ihn.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte er und gab seinem Sorgensohn einem Dentisten in die Lehre.

In einem schönen Schwarzwaldstädtchen, wo die Straßen steil bergan steigen und ein mächtiger Wasserfall in die Tiefe donnert, vollbrachte Drusus etliche Lehrjahre zur vollen Zufriedenheit seines Meisters.

Alsdann unterzog er sich der staatlichen Prüfung und bestand sie mit bestem Erfolge.

Auf Grund seines vorzüglichen Zeugnisses erhielt er eine Gehilfenstelle in der Reichshauptstadt.

Drusus rührte die geschickten Hände und war ganz bei seiner Sache. Sein Chef war entzückt von seinen Leistungen. Er erhöhte von Jahr zu Jahr seine Bezüge und trug ihm schließlich die Teilhaberschaft am Geschäfte an.

Wer aber ablehnte, war der Gebirgssohn. Das Branderburger Tor, der Anhaltische Bahnhof und die Siegessäule nötigten ihm zwar Bewunderung ab; was jedoch mit unheimlicher Macht seine Sinne erfüllte, waren die Waldberge der Heimat. Er schied aus dem unruhereichen Treiben der Großstadt und ließ sich dort nieder, wo das hohe Korn und die turmgekrönte Brandeck ihn grüßten. In Dingsda, wo ihm Latein und Griechisch saure Stunden bereitet hatten, tat er ein Geschäft auf, und an einer gutgewählten Ecke des Marktplatzes wiegte sich ein weißer Schild im Winde, auf dem mit großen schwarzen Lettern sein Name prangte.

Er baumelte nicht umsonst, der Schild. Er lockte erfolgreich. Die Städter kamen nach und nach recht zahlreich, und alle priesen, wenn sie gingen, des Zahnkünstlers freundliches Wesen und seine Geschichtlichkeit.

Mit der Zeit stellten sich auch die Bewohner des Swarzwaldes und der Rheinebene ein, und auch diese zollten seinem Wirken Worte des Lobes.

Doch kam auch leider nach einigen Monaten etwas anderes, weniger Angenehmes angeflogen, eine Vorladung vor das Gewerbegericht, eine Anklage wegen unlauteren Wettbewerbs.

Drusus Dieterle zog die Brauen hoch und donnerte wütend: „Wo ist einer, der mir etwas Unrechtes nachweisen kann? Die sollen mir kommen, die Neidhämmel! Die will ich bös heimschikken!"

Sein gutes Gewissen beruhigte übrigens bald sein erzürntes Gemüt und mit großen Gleichmut sah er den Verhandlung entgegen. Die schwarze Ledermappe unter dem Arme, trat er siegessicher vor die richterlichen Schranken. Die Ärztekammer, hieß es, erhebe Anklage gegen ihn wegen unberechtigter Führung des Doktortitels.

Mit flammenden Augen und feurigen Worte wies Dieterle die Beschuldigung zurück. Er habe nie den Doktortitel geführt, erklärte er mit aller Entschiedenheit.

„Oho," rief einer der Beisitzer, der alte, weißbärtige Bezirksarzt, und wies durch das hohe Saalfenster auf den Marktplatz hin, „der Herr Amtsgerichtsrat möge sich mit eigenen Augen überzeugen. Dort drüben baumle, vom Westwind leicht bewegt, ein Schild in der Morgensonne mit der Aufschrift:

Dr. Dieterle, Dentist."

Stürmisch brauste der Angeklagte auf, es werde dem deutschen Reichsbürger und Staatsbürger

doch noch erlaubt sein, seinen Vornamen abzukürzen. Die Herstellung solcher Emailschilder sei derart teuer, daß man sich gezwungen sehe, jeden unnötigen Buchstaben einzusparen. Er heiße Drusus Dieterle, und daß er Dentist sei und eine staatliche Prüfung abgelegt habe, könne er, Gott sei Dank, jederzeit nachweisen.

Mit sicherem Griffe holte er seinen Geburtsschein und seine Prüfungsurkunde aus der schwarzen Ledermappe hervor und unterbreitete sie dem Amtsgerichtsrat.

Dieser besah die beiden Schriftstücke, nickte lächelnd und entließ den Angeklagten ungerupft.

Die Zeitungen von Dingsda verfehlten nicht, von der reizenden Gerichtsverhandlung ihren Lesern zu berichten. Alles war entzückt, und man sang den Sieg des Römerhelden in den hellsten Tönen. — Ärztekammer hatte Dieterle ganz wider ihren Willen aufs hohe Roß geholfen. Der Zulauf zu Dr. Dieterle verzehnfachte sich. Alles wollte von dem Ruhmgekrönten behandelt werden.

Wer am Sonntag nachmittag auch den Bericht über die Gerichtssitzung in der Zeitung las, war der Dieterle-Sepp, der Waldhüter von Wolfach.

Weit riß er die Fuchsaugen auf, und eine gute Weile saß er sprachlos. Dann aber sprang er plötzlich auf und rief: „Frau, flink, wieseleflink in den Garten! Bind den schönsten Rosenstrauch, den du deiner Lebtag gebunden hast!"

„Für wen?" wollte die Kunigunde wissen, die immer noch Geld am Zins und Geschick in den Händen hatte.

Das solle sie heute abend erfahren, wenn er heimkomme; jetzt habe er zum Schwatzen keine Zeit; in einer halben Stunde müsse er am Bahnhofe sein.

Die Kunigund zappelte sich ab wie noch nie, um seinen Wunsch zu erfüllen. Mit einem herrlichen Strauße eilte dann auch bald darauf der Waldhüter zur Bahn und dampfte „Dalfürri" nach Haslach.

Sonst pflegte er regelmäßig in der Sonne in Haslach anzukehren, wenn ihn sein Weg dorthin führte. Heute jedoch ließ er sie links liegen.

Nach Hofstetten trieb es ihn zur Grabkapelle, in der der biedere Volksmann und Schwarzwaldkenner Hansjakob vom Bücherschreiben ausruhte.

Am Grabe nahm Dieterle den grünen Hut ab und sank aufs Knie. „Hansjakob," sprach er, „lieber, guter geistlicher Herr, ich hab gewußt, daß Ihr der Gescheiteſt im ganzen Land seid. Aber daß Ihr so gescheit seid, so gescheit, nein, das hätt ich im Traum nit aufgegangen, größer als die gedacht. Jetzt ist mir ein Licht größt' Stall-Latern. Jetzt begreif' ich erst, was Ihr damals gemeint habt mit dem Geldsparen. Übelsitig isch er g'si, mi Suhn, übelsitig im Latinisch und Griechisch. Ihr aber habt ihm durch Eueren guten Rat eineweg zum Doktor verholfen. Das Heidengeld, das er den hohen Herren von der Universität hätt' hinlegen müssen, habt Ihr mir und der Kunigund erspart, und ich wett drauf, daß der Drusus dennoch fest und flott im Sattel sitzen wird, ebensogut als die Friburger und Heidelberger Dökter.

Hansjakob, lieber, guter geistlicher Herr, o wie jammerschad, daß ich Euch die Händ' nimmer drucken kann. Habt Dank von ganzem Herzen, vieltausendmal Dank für Euren guten Rat."

Knieend betete der Dieterlesepp noch ein Vaterunser für den Gescheitesten im Land und fügte andachtsvoll den schönen Spruch bei: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe."

Am Sonntag bete für den Papst und die Bischöfe, Gott wolle ihr Wirken segnen.

Am Montag flehe zum Herrn, Er möge viele tüchtige Heidenmissionare berufen.

Am Dienstag bete darum, Gott wolle das Wirken der Missionare mit seiner Gnade unterstützen.

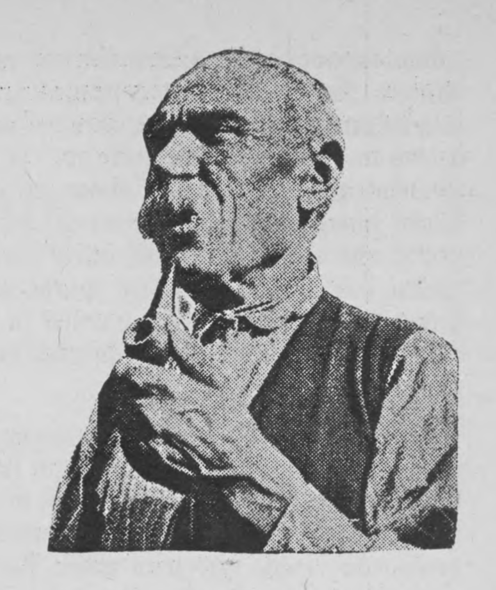
Am Mittwoch erflehe vom Herrn fähige und seeleneifrige Volksmissionare und Exerzitienmeister.

Am Donnerstag suche den Segen Gottes auf die Arbeiten der Volksmissionare und Exerzitienmeister herabzuziehen.

Am Freitag erbitte vom Herrn gute Pfarrgeistliche.

Am Samstag bete darum, Gott wolle das Wirken der Pfarrgeistlichen, insbesondere derjenigen deiner Gemeinde segnen.

vom Schusterseppel



Liebe Leit!

Ich hon eine discussion g'hat mit den Gertler Philip von wege weil ich geclaimed hon wie daß der Mensch eine proportion zwischen die gats und dene garlic considern muß wenn er Wurscht moche tut ober der Gertler Philip hot mir gecontradicted und er hot g'sogt wie das der garlic net die rechte Aussproch sein tut indem daß mir deitsche Leit Knoploch soge und net garlic ober ich hon gleich zuriecktgebe, nix da Knoploch, hon ich g'sogt indem das Knoploch ein Loch is wo der Knopp vom coat h'neinkummt und kein garlic net ober es heißt Knoblich wo der Gertler Philip ober auch net ang'nomme hot vonwege weil die Siedrußländer Knoblich soge und die Nordrußländer soge Knoploch woraus mir die Lehre nähme daß garlic garlic is und nix anres net und der garlic g'hert in die Wurscht h'nein.

Liebe Leit wenn ein Mensch ein kadolischer Schriftsteller is dann hot er unnerschiedliches zu stände vonwege die Wohrheit wo er die schwere Pflicht hot unner die Leit zu bringe und die Ladies Aid Weiber von viele kadolische Gemeinde hon mich schon zu wiesse losse wie daß sie net gleiche was ich ieber sie sog und die Pauline wo mein chriestliches Weib is schließt sich an die Weibsleit an und tut mir viel opposition bringe wo ich ober durchholte muß indem daß die Wohrheit den Menschen martyret ober der Mensch dorf net in die Unwohrheit folle und er dorf sich auch net ferchte.

Liebe Leit jetz hon mir die Fastenzeit wo mir net von die Wurscht und vom garlic die Red hon sollen ober fier uf den neinzehnten March wo die Kadolike den heiligen Joseph verehren tun sich schon arg viel von die Hausväter riechte indem daß seller Tag gecelebratet werd obs Foste is oder net ober uf die Irische schiempfe sie vonwege den heiligen Patrick wo die Leit tanze indem daß mir deitsche Leit net uf den heiligen Patrick tanze ober mir trinke und tun unnerschiedliches uf den Josephstog anstelle wo eine große Versuchung is und unsre Väter hon ein großen mistake g'mocht indem daß sie so viele von ihre Bube Joseph heiße indem daß dieser Nome eine große temptation is fier uf das St. Joseph celebraten.

Liebe Leit desch muß uffhere und gestoppt sein wo ich ja auch Joseph heiß ober die Leit tun mich Schusterseppel heiße vonwege das Schustre wo ich in meine junge Johr gepractist hon ober uf den St. Josephstog gibts keine party net vonwege die Fostenzeit wo eine heilige Zeit is und der chriestliche Hausvoter soll Buße tun fier seine Siende wo doch ein jeder latsa hot und die Osterbeicht muß arg gut verrichtet werde.

Liebe Leit mir hon in Rußland ein Poter g'hat wo arg christlich gewest is ober bei dem wenn mir beichte gange sein dann hot's was gebe sell kann ich eich verzähle und die Buß wo er einem uffgebe hot sein keine drei Vaterunser net gewest ober mir hon in der Kerch knien gemießt wo uns alle Leit gewotscht hon und das mit der wodka hon mir absoge miesse indem mir das auch geton hon ober sein promise hot keiner net gekeept wo mir doch den apeteit fier uf das Trinke mit in diese cuntry gebrocht hen. Wo ein Hausvoter seine responsibility considert fier um das gude Beispiel zu gebe do holt er sich zurieck und er geht uf den St. Josephstog in die Kerch fier um zu bete und sell is seine celebration und er breicht keine net von die Nachbarsleit zu inviten wo mir doch in der Fost nur eimol uns vullessen solln ober wo ein party is do werd supper geserft und nochher noch ein lunch wo so groß is wie ein supper aus was

weller Ursach ich die Lehr uffbringe tu wie daß mir das St. Joseph celebration stoppen miesse. Bei uns is kein party ein party net ober ein party das mein action wo schon zwei Wochen vor die party geacted werd ober keiner von die mounties derf selles net wiesse indem daß der guverment alles so expensive mocht und mir hen g'lernt alles bieliger zu moche indem daß der Mensch nur Zucker breicht und ein smarten Kopf fier um die parties zu prepären und selles is vonwege die Ungerechtigkeit vom guverment das mir so acten.

Liebe Leit und kadolische Leser und Leseriene vum Mariabot die kadolische Kerch tut net acknowledgen wenn mir claimen wie daß mis uns vonwege die Ungerechtigkeit vom guverment unsren eigen homebrew riechte und was unser Poter is der sogt allegobt Leit, sogt er, was schneit ihr denn solle G'sichter wenn's ihr eiren Schnops trinkt wo doch ein proof is daß er net g'sund fier eich is ober der kick wo da drin is is ja g'nug fier um ein Gaul kaputtzuschloge und selles is die Wohrheit, liebe Leit, indem das ich selles sog vonwege meine conviction ober die Leit soge iemmer der Schusterseppel soge sie tut dem Poter alles nochplaudre indem das er ein Poterschwänzel is wo ober net die Wohrheit is indem das ich auch meine experience hon und die Pauliene, wo mein Weib is, kann eich verzähle wie verschloge von selle kiecks ich schon gewest bin ober der Mensch soll stillschweige und net darieber rede.

Was das Fostengebot angeht so muß ich eich ermohne wie das mir zu foste hon und die Leit in Rußland hen uns ein anres Beispiel gebe wie das mir es gebe ober unser example is nix wert indem daß mir unnerschiedliches esse wo mir in Rußland net gesse hon ober mir hon gefostet und nochher uf die Ostre hon mir wieder plenty zu uns g'nomme so wie der Klunk Mike wo zum Gartinger John kumme is und mir sein viele Leit beim Gartinger John gewest vonwege weil der John uns invited hot fier zum dinner noch der Kerch. Mir hen grad gesse wie der Klunk Mike kumme is und der Gartinger John hot g'sogt do huck dich her und eß mit uns ober der Klunk Mike hot gerefused und hot g'sogt, ich hon schon gesse Vetter John, hot er g'sogt, ober der John hot net nochgebe und er hot g'sogt wenn du schon gesse host dann kannst ja noch ein wenig lunche indem das mein Weib guden pie hot und guden cake und der Mike hot g'sogt wenns ihr mich grad nötigt dann kann ich ja noch ein wenig lunche und er hot sich hing'huckt und hot sich uf den Teller vum Flasch, von die Hamburgers, von die galera, und noch potatoes und Erbse und Bohne und Reis und haluptschi und oben druf noch sausage und er hot gesse wie ein Gaul indem daß er nochher noch vom pie und vum cake arg große Stieck geluncht hot und der Vetter John hot's Maul uffgeriesse und hot g'sogt: Wenn selles dein lunch is was is denn dann dein dinner?

Liebe Leit, selles is meine Lehr fier uf die Fostenzeit indem daß der Poter uns selles net so gut explained wie ich wo ich mich uf die Leit auskenn indem daß ich ein Mann vum Volk bien wie man so soge tut und die wo ein Mann vum Volk sein die sollte die kuntry rannen wo sie doch die Erfohrung hen und die Not und die Laster vum Volk mittroge indem das selle Leit wo die education hon nix net von uns wiesse ober rannen tun sie uns doch wo ober unsre Schuld is indem das mir kein Mann vum Volk ins guverment vote aus was weller Ursach mir unsre Not und unsre Laster allein troge miesse wo bei unsre schlechte krops net gut is.

Liebe Leit, mir hon bei die Kält von diesen Wienter arg geliete und mir sein net alle Sunntäge in die Kerch tumme vonwege das kalte Wetter ober fier uf die Maistub hots doch gelangt und mir sein in die Maistub gefohre vonwege unsre gude alte Gebreich wo mir hon indem daß der Mensch im Wienter visiten fohre muß ober in die Kerch breicht der net wenn es zu kalt is. Is das eine christliche Lehr, tu ich eich froge und wo is unser christliches example wo mir zu die junge generation gebe solln? Desch is kein Wertschoft net und wo einer kadolisch is da is er kadolisch und er hot die Gebott zu holte und auch die sieben Hauptsiende hot er zu holte und die Sunntagspflicht ganz besundersch womit ich eich alle grießen tu und die Pauline wo mein Weib is tut ihre greetings beistelle,

von eirem treien Schusterseppel,

kadolischer Schriftsteller.

„Ein großes Gefühl kann das Leben lebenswert machen." Gerhardt-Amynto

* * *

„Dunkle Stunden müssen offenbaren, was ein Herz des Großen birgt und Klaren." A. Grün

* * *

„Alle Erkenntnis ist zuletzt Gotteserkenntnis." Rittelmeyer



Bernhard der Schmied

★ ★ ★

Von Maria Müller, München.

Fortsetzung

Berndl war aus dem Sattel geglitten.

„Was ist das Nächste, Bub?", fragte der Pater ernst.

„Der Ofensetzer".

Von einer Kraft getrieben, wenden beide den schnaubenden Gaul.

Sie heben das Männlein sachte hinauf, reichen sich hinter ihm die Hände, als wollten sie es Engele tragen und stapfen durch die Nacht, wieder Waldsassen zu, Schritt für Schritt und auf jeden Psalmvers des Paters sagt der Bub jetzt Amen, — hell, feierlich und ernst, wie der Ministrant in der Kirche.

Nur einmal wendet sich Berndl um. Die Glut am Südhimmel war im Sterben. Er wußte, nun war Tirschenreuth dahin.

Als sie in Waldsassen das inzwischen ganz still gewordene Ofensetzerlein vom Pferde gehoben, fuhr Pater Baumann mit dem Ärmel seiner Kutte über Berndls Gesicht.

„Menschenhände hatten es gebaut. Sie können es wieder erbauen. Aber bessere Menschen sollen in der neuen Stadt wohnen, als die sind, die „Brandstifter" rufen."

Der Bub knirschte, daß der Pater ihn weinen gesehen. Aber, was er da sagte, das sollte gelten, so wahr er Bernhard hieß und des Huffschmiedes einiger Sohn und Erbe war.

In dieser Nacht erfuhr Berndl ein Geheimnis.

Das dürftige Lager des Paters war für den Ofensetzer zurechtgemacht worden. Der Bub hielt den Kienspan hoch und Pater Baumann besah und wusch die Wunden.

Es war keine leichte Kur. Nicht für den Pater und erst recht nicht für den Ofensetzer-Hans, der Stein und Schmutz tief in sein Fleisch bekommen hatte. Wasser, Wasser, Wasser hieß es auch da immer wieder, um die Glut des armen Menschen zu stillen.

Oft mußten sie aussetzen, weil das Wimmern so schwach wurde wie das eines Sterbenden.

Pater Baumann und Berndl wischten sich den Schweiß von der Stirne, als ihr schweres Werk getan war.

„Mann, wir pflegen dich gesund", lächelte der Pater gutmütig dem Ofensetzer zu. „Was meine Tränklein nicht tun, das tut der liebe Gott."

Dafür bekam er einen Handkuß von fieberheißen Lippen.

Es war des Paters ernster Wille, daß Berndl ruhen mußte jetzt. Er breitete seinen Mantel auf den Tisch.

„Ein richtiger Bub schläft überall", sagte er, „und erst recht, wenn er sich die Ruhe so verdient wie du heute Nacht."

Berndl gehorchte. Ja, er war müde. Und das Schlafen ging bei ihm gewiß nicht schwer. Oft hörte er den Schluß des Satzes nimmer, den er selber von der Mutter als Antwort haben wollte. Aber heute war das anders. Heute war alles anders.

Immer stand die rote Glut vor ihm, unter der seine Vaterstadt in Asche zerfiel. Je müder sein Körper wurde, umso rascher zogen die Bilder an seinem Geist vorüber. Jeder Winkel im Vaterhaus,

das er einst erben sollte, wie ihm die Mutter so oft gesagt, wenn er ein tüchtiger Schmied wäre, wie sein Vater einer gewesen. Schuldenfrei. Eingehämmert war ihm dieses Wort. Die letzten zehn Gulden, die er heute bezahlt, fielen ihm ein.

Heute? War das wirklich heute erst gewesen und nicht vor zehn, nein, vor hundert Jahren? Es lag so vieles, vieles dazwischen. — — — — — — — — — Wie Mathildchen ihm sagte, der Vater sei bei einem Kranken, aber er könne warten, lange würde es nicht dauern. Ein lustiges Vogelstimmchen war das, und das Gesicht, das war doch wieder so ganz anders als das der anderen Bürgerkinder. Es sah aus, wie, wie, ja wie sollte er denn sagen? Vielleicht wie das der kleinen Jungfrau Maria, als sie in den Tempel von Jerusalem einzog. Er hatte ein Bild davon in seinem Gebetbuch und jetz wußte er es auf einmal, daß Mathilde genau so aussah.

Auch fiel ihm ein, daß er jedes Mal Herzklopfen bis in den Hals herauf spürte, wenn er Mathilde sah und daß es ihm beinah' die Rede verschlug, weit mehr noch als bei dem Chirurgus selber, ihrem Vater. Zu dumm war das. Vor dem „Tempelgang Mariens" geschah das durchaus nicht, überlegte er. Aber freilich, das war ja nur ein totes Bild und Mathilde war lebendig. Noch sah er ihren Finger hochgestreckt vor allen anderen Mädchen, als sie zusammen in der Schule saßen. Er bei den Großen natürlich. Sie bei den Kleineren.

Woher doch dieser riesengroße Respekt bei ihr kam?

Vielleicht, weil ihre Mutter so weit her sein sollte? Bis in Paris sei sie gewesen, sagen die Leute, wo ihr Vater Kammerherr bei einem großen Grafen war.

Aber was konnte ihm an all dem liegen, ihm, dem Schmied Bernhard, der so feste Fäuste hatte? Und erst recht heute, da seine Vaterstadt zusammengebrannt war wie ein Bündel Reisig?

Die Mutter fiel ihm ein.

Ach nein, sie brauchte ihm nicht einzufallen, sie war immer der Hintergrund seiner Gedanken gewesen und als er an Mathildchen gedacht, da hatte dieser Hintergrund sogar ganz grell abgestochen von den lichten, freundlichen Farben, die das zarte Kind auszeichneten. Die Mutter haßte doch alles, was zum Hause des Doktors gehörte, der sie nach ihrer Meinung so schwer gedemütigt.

Wie würde es ihr wohl jetzt gehen?

Berndl war eigentlich nicht im Sorge um seine Mutter, die er nicht anders kannte, als fest und unentwegt auf ein Ziel lossteuernd. Sie fand sich mit allem ab, was sein mußte, eine Klage hatte er noch nicht aus ihrem Munde gehört. Hatte er als kleines Kind je selber klagen wollen, dann war ihm das kurzerhand als eine große Schande abgeschnitten worden.

In aller Früh' geh' ich heim, dachte Berndl, dann fangen wir mitsammen zu schaffen an. Arbeit genug wird's geben. Ja, der Pater hatte recht, wenn er von Menschenhänden gesprochen. Und das mit den besseren Menschen müßte auch wahr werden. Eine Schande war es, wie sie's mit dem Hans gemacht. Der arme Kerl!

Immer hörte Berndl den Pater und den Hans mitsammen flüstern. Worte der Beruhigung waren es immer und wenn der Bub zwischen seinen eigenen Gedanken hinein einmal aufhorchte, dann kam ihm Pater Baumanns Stimme fast so vor wie die Mathildchens, wenn es vor dem Spital auf der steinernen Stufe saß und seine Doggernandl (Puppe) in den vermeintlichen Schlaf sang.

Berndl mußte ein wenig lächeln über den Vergleich, der ihm da eingefallen war, aber zutreffend schien er ihm doch. Nur daß der Ofensetzer-Hans offenbar nicht zum Schlafen kam. Im Gegenteil, mußte hellwach sein jetzt, viel wacher, als es bei dem blöden Traumleben des Männleins sonst bemerkt wurde.

Eine Geschichte wollte auf seinen Lippen entstehen. Paris kam wieder und wieder darin vor. Auch Namen von Menschen. Berndl kannte sie nicht und doch war es ihm, als hörte er nicht von Fremden sprechen. Auch Dinge nannte der Hans, von denen Berndl nichts wußte. Er glaubte immer, jetzt müsse Pater Baumann eine Frage stellen und dem Hans sagen, daß er nicht verstand, was er meine.

Aber Pater Baumann fragte nichts, gar nichts. Er schien alles zu verstehen. Das von der buckligen braunen Lene, die so gut zum Hans gewesen, die ihm die vielen Löcher in den Hosen geflickt, so er beim Knien durchrutscht und nie über ihm gelacht, wenn die anderen ihn mit Spottnamen belegt, das alles verstand Pater Baumann. Daß er gern ein Weib in seinem Häuschen gehabt hätte, als ihm selber die Eltern weggestorben waren, wenn er auch nicht war wie die anderen Burschen und sie ihn einen Trottel schimpften. Daß er die Lene gern

zur Frau gehabt hätte, aber da haben sie auf ihren Buckl gewiesen und ihren schlechten „Gesund" und sei in tausend Ehren ledig geblieben. Dann sei einmal ein hoher Herr zur Lene gekommen und habe ihr hundert Gulden auf den Tisch gelegt; die sollte sie haben, wenn sie ein Kindlein kurze Zeit in Kost nehmen wollte. Die Eltern müßten verreisen.

Die Lene hat Kinder toll lieb gehabt und sei ein richtiges Mutterl gewesen. Sie hätte auch ohne die hundert Gulden nicht Nein gesagt und das Hascherl behalten.

Berndl horchte mit angehaltenem Atem, was da noch kommen würde. Er konnte sich gar nichts denken, rein gar nichts, was den Ofensetzer so bewegen mochte.

Drei Kreuzln hätte die Lene unter das Schriftstück gesetzt, das ihr der hohe Herr so vorgelesen, als sei darin gesagt, daß Lene sich verpflichte, für die hundert Gulden das Kind wohl zu pflegen, bis der Vater wieder käme. Daß sie für soviel Geld unterschreiben müsse, war ihr wohl begreiflich. Sie habe ihm, dem Hans, das alles nachher erzählt. Und er selber hat das Hascherl gern gehabt und ihm von der Dult ein Schepperl mitgebracht und sich nach Feierabend den Bart von ihm zerzausen lassen.

Hans weinte wie ein Kind bei dieser Erzählung und Pater Baumann hatte wieder etwas von Mathildchens Tonfall in seinen ermunternden Worten.

Es ist etwas über die Lene gekommen, sie war tags zuvor noch im Krankenhaus auf der Stör, nicht gesünder und nicht kränker als sonst und am andern Morgen war sie eine Leiche.

„Ich hab' das Kind soviel weinen g'hört und wie ich von der Lene gar nichts sehen und hören konnt', da bin ich zum ersten Mal in meinem Leben zum Fenster einig'stieg'n. Da ist sie tot in ihrem Bett gelegen. Pater Baumann, ich hab' nichts mehr g'wußt von mir. Ich hab' nur g'wußt, daß der einzige Mensch, der mich noch mög'n hat auf der Welt, mit der Lene g'storb'n ist. Da hab' ich die tote Lene an mich g'rissen und hab' net auslass'n woll'n. Wie lang, das weiß ich net. Die Seel' hätt' ich mir aus dem Leib 'rausflennen mög'n."

Auch jetzt stieß es den Hans zum Erbarmen.

„Es wird dir leichter, wenn alles heraußen ist", tröstete Pater Baumann.

Und nach einer Weile ging es wieder weiter. Die Polizei hab' ihn dann schließlich von der Lene weggerissen, aber keiner habe ihm gewehrt, als er selbstverständlich das Kind ins Ofensetzerhaus habe mitgenommen.

Er hätte sich auch gar nichts gedacht, nur furchtbar weh habe es ihm getan, als sie die Lene ohne Kranz und Schleier aufgebahrt; noch viel ärmer sei sie im Tode dagelegen, als sie im Leben je gewesen.

Und er erzählte, wie er selber Kranz und Schleier gekauft und kurz vor der Beerdigung zum Totenhaus getragen. Da hätten die Leute furchtbar zu lachen angefangen und noch viel mehr Spottworte gesagt, als er je gehört und während sie die Lene in einen Winkel des Peters-Friedhofes als gefallenen Magd vergruben, sei er mit Kranz und Schleier in den Händen vor den Bürgermeister gestanden. Da wurde ihm ein Schriftstück vorgelesen, das Lene mit drei Kreuzen unterzeichnet haben sollte. Sie erklärte darin, daß sie vom Ofensetzer-Hans ein Kind geboren und ihn auf Vaterpflichten einklagen wolle.

„Da is mir mein bißchen Verstand so durcheinander gekommen", heulte jetzt der Hans durch des Paters Zelle, „daß i' mit Kranz und Schleier heimgelaufen bin und das Dirnderl gekindst hab', als wär's der Lene und mein eigenes Kind."

Erschrocken hatte sich Pater Baumann jetzt dem Buben zugewendet. Sollte er über der lauten, furchtbaren Klage gar wach geworden sein?

Berndl saß auf den Tisch und stierte ihn entgeistert an. „So bös sind die Menschen", sagte er mit tonloser Stimme vor sich hin. „Dann hat es brennen müssen."

Pater Baumann legte den Zeigefinger seiner hageren Rechten als Siegel über seinen Mund.

Bernhard verstand.

„Ich will schweigen", sagte er feierlich. Und nach einer kleinen Pause: „Bis ich ein Mann bin".

„Brennen, brennen lichterloh", sang das Häuflein Elend auf Pater Baumanns Lager.

Der Ofensetzer-Hans war wieder ganz wirr geworden.

3

Am Peters-Friedhof in Tirschenreuth standen die Leute dicht gedrängt. Pater Baumann hatte an Stelle des vor Schrecken erkrankten Pfarrherrn die Seelsorge übernommen und eine Beerdigung gehalten.

Der Mann, den sie eben zu Grabe getragen, sagte er in seiner Leichenrede, die nur zum kleinsten Teil dem Verstorbenen, zum weitaus größeren Teil den Lebenden galt, sei ein Fremdling in Tirschen-

reuth. Niemand bekenne sich zu seiner Freundschaft, niemand scheine zu wissen, woher er gekommen. Man habe ihn nur bei den Aufräumungsarbeiten mit vielen anderen hilfreichen Menschen gesehen, ihn, den hilfreichsten von allen. Aber wenn er auch Balken geschleppt und Schutt gefahren wie der gemeinste Taglöhner oder Kleinhäusler, so hätte doch niemand den vornehmen Herrn in ihm verkennen können, der als wirklicher Gelegenheitsarbeiter erst seit wenigen Tagen seine Rolle gewechselt hatte.

Solange Pater Baumann bei diesem Teil seiner Rede verweilte, war es wirklich totenstill auf dem kleinen, hochgelegenen Friedhof, zu dessen Füßen die kärglichen Überreste der Stadt Tirschenreuth lagen.

Mit wonniger Ergriffenheit hörten die Leute den Pater den furchtbaren Augenblick schildern, da man den Kirchturm vom Dach zu heben bemüht war, wobei der Unbekannte im Schweiße seines Angesichtes mitschaffte. Soviel als nur immer möglich, sollte von dem Mauerwerk der Kirche gerettet werden. Und es bestand die frohe Hoffnung, daß sogar ein oder zwei Altäre von dem niederstürzenden Turm nicht erfaßt würden. Da, ein Poltern und Schlagen, eine Wolkenwand von Schutt und auffliegendem Staub trennt die Leute, die rasch zur Seite gesprungen, von ihrer Arbeitsstätte und als sich der Staub ein wenig gelegt, sah man, daß ein großer Klumpen geschmolzenen Erzes frei geworden und zur Tiefe gestürzt war.

Der Fremde lag darunter begraben. Die große Glocke von Tirschenreuth hatte ihm das Leben genommen.

Jetzt kam aber der fromme Teil der Rede, der sie angehen würde, das wußten die Tirschenreuther aus Erfahrung und sie scheuten sich jetzt nimmer, mit Husten und Schneuzen und Nießen sich die Zeit zu vertreiben.

In die wenig andachtsvolle Unruhe hinein schlich auch eine neue Sage, der Fremde sei als Büßer nach Tirschenreuth gekommen, nachdem er zuerst den Pater Baumann in Waldsassen besucht und nicht gefunden habe. Der Ofensetzer-Hans, der noch immer in Pater Baumanns Zelle krank lag, und sein Dirndl, das ihn dort jetzt pflegte, haben ihm den Weg hierher gewiesen.

Und weiter tuschelte es zwischen den Grabsteinen des Peters-Friedhofs. Drunten in der kleinen Kapelle hinter dem Stadtgraben, ganz nahe bei dem Häusl, wo die braune Lene gewohnt, habe man den Fremden vor Pater Baumann knien und beichten sehen . . . .

„Beichten, gebeichtet hat er beim Pater?" murmelte das Echo der einzelnen Stimmen fragend und erstaunt nach.

Natürlich, da wird man nichts erfahren. Weiß Gott, was der auf dem Gewissen hatte! Nicht umsonst hat ihn wohl die große Glocke erschlagen!

Ja, Gott ist gerecht.

Mitleidig und doch befriedigt sah eine kleine Schar von Pharisäern des Neuen Bundes nach dem offenen Grab.

Doch da donnerte und grollte es vom Grab her über die Köpfe hin. Eine Sturzflut schwerer, aber wahrer Worte ging über die harten Schädel, die sich duckten wie unter Hagelschlag und zuckenden Blitzen.

„Eine große Glocke", rief Pater Baumann mit Donnerstimme, „wie sie den glücklich Unglücklichen, nun — wenn ihr es denn durchaus wissen müßt — den Büßer erschlagen, wird jeder in alle Ewigkeit läuten müssen, der gegen die Liebe zu seinem Bruder gefehlt. Und sie wird nicht gut klingen, diese große Glocke. Sie ist ja gegossen aus Geifer und Neid und Mißgunst und Ehrsucht und Verleumdung und wie die gemeinen Bosheiten, über welche die Heilige Schrift Pfui sagt, alle heißen. Habt ihr an einer Geiferstimme schon einen Wohllaut entdeckt? Ist das Zischeln der Schlange eurem Ohre angenehm? Gefällt euch eine knarrende Türe, ein schreiendes Wagenrad, ein ächzendes Schloß, ein heulender Hund? O, es wird eine unausstehliche, unerträgliche, eine Höllenmusik, ein Höllenlärm sein, Tirschenreuther, wenn die großen Glocken jener Unterkirche zu läuten beginnen, wo keine Bruderliebe wohnt. Denn, daß ihr es nur wißt, wo die Bruderliebe fehlt, da stirbt auch die Gottesliebe. Der Herrgott hat es euch gesagt und ich sag' es euch nochmals in seinen Namen. Amen."

Die Leute stieben auseinander. Wäre nicht ihre Stadt eine Brandstätte gewesen, weiß Gott, sie hätten den Pater das Tor gezeigt.

Doch was können Abgebrannte anders tun als murren?

Nicht alle. Mancher machte Reu und Leid beim Weitergehen.

Fortsetzung folgt.

FATIMA STUDENT BURSE

Mit Beginn der Frühlingszeit werden die Arbeiten an unserem neuen Missionskolleg wieder aufgenommen werden. Falls alles gut geht, wird das Kolleg noch diesen Herbst eröffnet. Unter den Schülern wird auch ein Freistudent sein, dem der Marienbote mit seinen großherzigen Student-Burse- Gebern das Priesterstudium zahlen wird. Die Fatima-Burse ist nun ein weiteres Werk an der Heranbildung armer Studenten zum Missionspriestertum. Mutter Maria wird es uns segnen. Während der diesjährigen Fastenzeit wollen wir hier und da auch Opfer bringen „für ein gutes Gelingen des neuen Kollegbaues". Unsere Missionare sollen dort erzogen werden. Es ist unser Werk, unsere Sorge und unsere Freude.

Bisher eingenommen:	$58.00
Maria Magdalena Hager, Toronto	2.00
Michael Stang, Cosine	5.00
Jos. Schächtel, Gr. Großwerder	1.00
Joh. Boser, Denzil	5.00
Ein Freund, Raymore	5.00
Frau H. Weinbauer, Scotia, N. Y.	2.00
Frau Konr. Rist, Regina	1.00
Eine Geberin, Cosine	2.00
Ein Freund, Cudworth	2.00
Ignatz Hoffart, Tribune	5.00
M. U. B. Otemosewich, Dilke	1.00
Wend. Feist, Salvador	2.00
J. M. Wirachowsky, Leipzig	2.00
Kay Ehman, Regina	1.00
	$94.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.